8. 7. 40.

5. Jahrgang Heft 5/6 Mai/Juni 1940

Germanen-Erbe

Monatsschrift für Deutsche Vorgeschichte

SÄCHSISCHE HAKENKREUZURNE

Gräberfeld Bremen-Mahndorf 5. Jahrhdt.

Amtliches Organ des

Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte

und des Amtes für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP.

Preis 90 Pfg.

Germanen-Erbe

Amtliches Organ des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte u. des Amtes für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP.

Herausgeber: Hans Reinerth

Inhalt dieses Heftes:

Ernst Grohne: Ein chaukisch-sächsischer Friedhof auf der Düne von Bremen-Mahndorf 66

Rudolf Koch: Der Königssprung . . . eine Fehlübersetzung 71

Karl Gutmann: „Maginotlinien" der Vor- und Frühzeit 73

Theodor Steche: Dauer und Schwund germanischer Volksnamen in Deutschland 77

J. O. Raths: Ein uraltes Sinnbild über dem Eingangstore des Niedersachsenhauses 83

Alfred Mirtschin: Deutsche Vorgeschichte im Heimatmuseum 86

Alfred Götze zum 75. Geburtstag 89

Heinrich Schütte † 93

Hans Müller-Brauel † 95

Bücher des Monats 95

Amtliche Mitteilungen 96

Große politische Leidenschaft ist ein köstlicher Schatz; das matte Herz der Mehrzahl der Menschen bietet nur wenig Raum dafür. Glückselig das Geschlecht, welchem eine strenge Notwendigkeit einen erhabenen politischen Gedanken auferlegt, der groß und einfach, allen verständlich, jede andere Idee der Zeit in seine Dienste zwingt.

Heinrich v. Treitschke

„Germanen-Erbe" erscheint zweimonatlich in Doppelheften und ist durch jede Buchhandlung, gegebenenfalls vom Verlag, zu beziehen. — Preis des Doppelheftes 90 Pfg. Halbjährlicher Bezugspreis RM. 2.70. — Beiträge und Bücher zur Besprechung sind an den Herausgeber Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 8, einzusenden. Anzeigen und Beilagen werden vom Verlag angenommen. Abdruck von Beiträgen und Bildern nur mit Genehmigung des Herausgebers.

Johann Ambrosius Barth, Verlag, Leipzig C 1, Salomonstraße 18b

DER HERZOGSSTUHL in Kärnten

Ernst Grohne

Ein chaukisch-sächsischer Friedhof auf der Düne von Bremen-Mahndorf

Das Interesse, das diese Ausgrabung beanspruchen darf, beruht nicht zuletzt auf der zeitlichen Länge der Belegung dieses Friedhofes, die als vom Beginn der Zeitrechnung bis zum Anbruch der fränkischen Herrschaft (um 800) reichend festgestellt werden konnte. Der sich hieraus ergebende kulturgeschichtliche Längsschnitt von etwa 800 Jahren erbrachte für die Heimatforschung der Niederweserlandschaft sowohl hinsichtlich der Funde wie Befunde manche neuen Erkenntnisse, die wichtig genug erscheinen, um sie vor ihrer zusammenfassenden wissenschaftlichen Darstellung einem größeren Kreise in Auswahl mitzuteilen.

Mahndorf, ein Dorf von 1600 Seelen und die zweite Station an der von Bremen nach Hannover führenden Eisenbahn, gehörte bislang zum hannoverschen Kreise Verden, wurde jedoch im Herbst 1939 im Zusammenhang mit der Erweiterung des bremischen Gebietes in den Stadtbezirk Bremen eingemeindet. Das Dorf liegt im Bereich der Dünenkette, die sich auf der rechten Seite der Niederweser von Achim bis nahe an die bei Vegesack einmündende Lesum hinzieht und auf der auch die Altstadt Bremen erbaut worden ist.

Inmitten eines niedriggelegenen, zum Teil Überschwemmungen ausgesetzten, zum Teil anmoorigen und daher wenig siedlungsfreundlichen Geländes ist diese schmale und etwa 30 km lange Dünen-„Nehrung" seit Jahrtausenden ein bevorzugter Siedlungsboden gewesen. Die hier festgestellten menschlichen Wohn- und Aufenthaltsspuren reichen bis in die mittlere Steinzeit zurück, in deren älterem Abschnitt, d. h. in einer frühatlantischen Klimaperiode, diese Dünen aus den Sanden des damals noch nicht überschlickten Weserurstromtales durch vorwiegende Südwestwinde aufgeweht worden sind.

Von diesen Wohnspuren sind bisher von seiten des Focke-Museums Teile von chaukischen Dörfern aus dem Beginn der Zeitrechnung in Grambke, weserabwärts von Bremen, sowie in Mahndorf untersucht worden. Dabei wurde festgestellt, daß die damals bevorzugte Wohnlage der weserseitige Dünenhang wenige Meter über der Hochflutgrenze war. Das breite und flache Urstromtal der Weser mit dem fischreichen Fluß und den eine gute Viehweide sowie Jagdgelegenheit gewährenden Marschen bot den Anwohnern besonders günstige Ernährungsmöglichkeiten. Die höheren Regionen der Dünen blieben bis zum Beginn des Mittelalters unbewohnt; dagegen bestattete man dort nachweislich seit der jüngeren Steinzeit die Toten.

Die inmitten Mahndorfs gelegene Düne, die den volkstümlichen Namen Fuchsberg führte und sich bis zu 16 m über die angrenzende Marschenebene erhob, gehörte zu diesen sandigen Totenhügeln, von denen heute kaum noch einer übriggeblieben ist. Auch der Fuchsberg wurde seit dem Ausgang des Weltkriegs in steigendem Maße abgebaggert, wobei die große Fündigkeit in vorgeschichtlicher Hinsicht nicht verborgen bleiben konnte. Als während der letzten Jahre der Schwund des vordem mit Heide und Kiefern bewachsen gewesenen Sandbergs in bedrohlicher Weise zunahm, erbat sich die Leitung des Focke-Museums in Bremen von der hannoverschen Provinzialverwaltung die Erlaubnis, dort eine Rettungsgrabung vornehmen zu dürfen, um die noch unangetasteten Fundbezirke vor dem Schicksal der durch die bisherige Sandentnahme achtlos vernichteten Altertümer zu bewahren.

Von 1936 bis 1939 wurden diese Grabungsarbeiten mit dankenswerter Hilfe des Reichsarbeitsdienstes (Arbeitsgauleitung Nr. XVII Niedersachsen Mitte) ununterbrochen sowohl im Sommer wie im Winter durchgeführt, da die maschinell betriebene Sandabbaggerung sich täglich tiefer in die Düne hineinfraß. Trotz aller Bemühungen konnten unsere Spaten mit dem Tempo der Maschinen nicht immer Schritt halten, so daß weitere Fundverluste eintraten. Heute ist die Stelle, wo der auf etwa 85000 Raummeter Sand abgeschätzte Fuchsberg lag, eine ebene Fläche.

Die Düne war nach Westen hin sanft abgedacht und hatte auf der Ostseite ein steileres Gefälle. Die Größe der Abdachungsfläche betrug ursprünglich etwa 4000 qm, von denen aber mindestens 1500 qm bereits verschwunden waren, als wir mit der Grabung begannen. Wir stellten fest, daß der schräge, jedoch leidlich ebene Dünenrücken mit zahlreichen Brandbestattungen durchsetzt war, die kurz nach Beginn der Zeitrechnung einsetzten und bis in das 5. Jahrhundert hineinreichten und daß von da an der Brauch sich ausbreitete, die Körper unverbrannt einzuerden.

Da nun im Laufe der Jahrhunderte in einem Bezirk von etwa einem preußischen Morgen (2500 qm) schätzungsweise 1200 Bestattungen stattgefunden haben, so ist es einesteils zu häufigen Störungen älterer Beisetzungen durch jüngere,

anderenteils nicht selten zu Über- oder Unterschichtungen gekommen. Letztere erklären sich daraus, daß die unverbrannten Leichen meist mehr als einen Meter tief eingegraben wurden, indessen die Brandbestattungen wesentlich flacher angelegt worden sind.

Das Brandgräberfeld, das fast die gesamte Dünenfläche bedeckt hatte, wurde so zu drei Viertel seines Bestandes durch die späteren Körpergräber zerstört. Den über den Grabstellen der unverbrannten Leichen liegenden „Schutt" der Brandbestattungen mußten wir wegen der zahlreich darin enthaltenen Streufunde mit Vorsicht abschürfen. Nicht zuletzt hieraus erklärt sich die zeitliche Länge der Ausgrabung.

ABB. 1. BRANDSCHÜTTUNG mit viereckiger Steinsetzung, Mahndorf

Bei den Brandbestattungen konnten wir drei Formen feststellen: Knochenhaufen, Brandschüttungen und Beisetzungen des Leichenbrandes in Urnen. Die Knochenhaufen lagen 0,5—0,8 m unter der Oberfläche und enthielten lediglich die aus dem Totenfeuer sauber herausgesuchten Gebeine ohne die Beifügung kleinerer Gefäße oder metallener Beigaben. Auch ließ sich keinmal ein etwa vorhanden gewesener Beutel aus Leder oder Gewebe, der die Knochen umhüllt haben könnte, als Verschattung im hellen Sande nachweisen. Lediglich Reste von farblosen Glasperlen fanden sich hin und wieder zwischen den Knochen an. Die Glasperlen zeigten bemerkenswerterweise nur selten Schmelzspuren; dagegen zerfielen sie meist bei der Berührung in viele splitterig-körnige Teilchen, woraus ich schließen möchte, daß man damals die noch glühende Asche des Totenfeuers durch Besprengen mit Wasser gelöscht hat, wobei die beigefügten Glasstücke infolge der schnellen Abkühlung in den brüchigen Zustand versetzt wurden.

Wesentlich häufiger stießen wir auf Leichenbrandschüttungen. Diese hoben sich einesteils durch die starke Beimengung von Holzkohlen von den stets kohlelosen weißen Knochenhäufchen ab, anderenteils durch die mehr in Erscheinung tretenden mannigfachen Beigaben. In ihrer äußeren Form zeigten diese Brandschüttungen keinen einheitlichen Typ. Sie traten in flächiger, muldenkuhlen- und kesselartiger Form auf. Die keramischen oder metallenen Beigaben sind mit wenigen Ausnahmen dem Leichenfeuer mit ausgesetzt worden, wie die durchgehends im Brand verzogenen und verschlackten Tongefäße sowie die fast ausnahmslos geschmolzenen Bronzeteile beweisen.

Unter den verschiedenen Erscheinungsformen dieser Brandschüttungen war die durch die Beigabe einer, meist mit einem schmalen Standfuß versehenen, Tonschale gekennzeichnete verhältnismäßig am häufigsten. Nicht selten fanden wir dabei die Reste zierlicher römisch-gallischer Tongefäße aus den ersten nachchristlichen Jahrhunderten. Während die durch den Leichenbrand stark verglühten und verzogenen Schalen ihre Grundform doch noch leidlich erkennen ließen, waren die römischen Gefäße durch die Einwirkung des Totenfeuers meist in splitterige Scherben zerfallen.

Die Mehrzahl der sonstigen Brandschüttungen wies einige regellos liegende Scherben auf, die aber zur Wiederzusammensetzung der verschiedenen Gefäße, von denen sie stammten, zumeist nicht ausreichten.

Der Hauptunterschied zwischen den Knochenhaufen und Brandschüttungen bestand jedoch darin, daß diese schätzungsweise die Gesamtmenge der bei einer Leichenverbrennung übrigbleibenden Knochenreste enthielten, während wir in den Brandschüttungen immer nur Bruchteile einer normalen Leichenbrandmenge antrafen. Zuweilen fanden sich nur Knochenspuren zwischen den stets reichlich vorhandenen Holzkohlen an. Bei nicht wenigen dieser Bestattungen drängte sich geradezu der Eindruck des Fehlens einer gewissen totenkultischen Pfleglichkeit auf.

Die flächigen Brandschüttungen zeigten in dieser Hinsicht zum Teil gegenteilige Verhältnisse. Hin und wieder deckten sie eine Fläche von mehreren Quadratmetern und nahmen sich wie die Verbrennungsplätze selbst aus. Vereinzelt hatten diese Schüttungen eine rechteckige Form, die nur mit ordnender Absicht angelegt sein kann. In zwei Fällen waren bemerkenswerterweise diese rechteckigen Brandstellen von mäßig großen, etwa 20 bis 30 Kilo wiegenden Findlingssteinen eingefaßt

und zwar das eine Mal in der Größe 1:2 m, das andere Mal 2:2 m. In der kleineren Steinsetzung stand in der Mitte stelenartig ein fast zentnerschwerer eiförmiger Stein (Abb. 1). Bei beiden umhegten Stellen setzten mitten auf den Südseiten achsenförmig Steinreihen von 10—12 m Länge an mit einem Abstand von 2 m zwischen den einzelnen Setzsteinen.

Von den flächigen Brandschüttungen, mit denen beide Steingehege ausgefüllt waren, zeigte die kleinere eine leichte Wölbung, indessen die größere bei 15—20 cm Dicke gleichmäßig eben war. Diese stand von den Ost- und Westseiten je 0,5 m ab, eine Tatsache, die die anfängliche Vermutung, daß wir es hier mit dem kultisch gehegten und allgemein benutzten Verbrennungsplatz zu tun hätten, widerlegte.

Die Längsachse der kleineren Steinsetzung wich 19°, die der größeren 5° nach Westen ab. Die Ausschürfung beider Stellen ergab das Vorhandensein von feinverteilter Holzkohle, vereinzelten, nicht zusammengehörigen Tonscherben und Schmelzstücken von bronzenen Schnallen, Ringen und Fibeln. Die hieran erkennbaren Formen weisen auf die Zeit von 300—400 n. d. Ztr. hin.

Wegen der erwähnten Abbaggerung der Sanddüne ließ sich leider die Erhaltung dieser hochbedeutsamen Steinsetzungen an Ort und Stelle nicht ermöglichen. Es wurden daher während der Ausgrabung die Steinreihen in ihrer Urlage in Zementsockel eingebunden und diese sorgsam geborgen, so daß die Möglichkeit der genauen Wiederherstellung dieser Steingevierte an anderer Stelle gegeben ist. Die oben geschilderten Brandbestattungen können wir mit guten Gründen dem damals an der Niederweser wohnenden Volksstamm der Chauken zuschreiben.

An Zahl übertroffen wurden die Knochenhaufen und Brandschüttungen durch die Urnenbeisetzungen, die, wie schon angedeutet wurde, ursprünglich auf dem ganzen Dünenareal vorhanden gewesen waren. Da der spätere Körpergräberfriedhof über den südwestlichen Teil dieser Fläche sich nicht ausgebreitet hatte, so stießen wir nur hier auf unberührte Verhältnisse. Die Urnen standen im allgemeinen 1,5—2 m voneinander und 0,6—0,8 m tief.

Hinsichtlich ihrer Form zeigen sie mannigfache Unterschiede. Etwa 55% gehören zu dem engmündigen, schmalfüßigen und in der Mitte weitausladenden Typ, der als spezifisch sächsisch angesprochen wird. Weitmündiger und der Terrinenform mehr oder weniger stark angenähert sind 45% der Leichenbrandgefäße. Mit einer künstlichen Rauhung der unteren Gefäßhälften sind 15% der Urnen versehen; 10% sind mit doppelseitigen Henkeln ausgestattet.

Die weitmündigen Gefäße lassen erkennen, daß Formerinnerungen an ältere Stilstufen, und zwar vereinzelt an den Harpstedter, häufiger aber an den Nienburger Typ auch noch während der ersten Jahrhunderte n. d. Ztr. in unserer Gegend lebendig waren. Die Ausschmückung zehrt von dem altüberkommenen und engumgrenzten Vorrat von schlichten geometrischen Ziermitteln, die im wesentlichen aus Zickzackbändern und Tupfungen bestehen. Die engmündigen und schmalfüßigen Tongefäße weisen dagegen vielfach die bekannte schmuckliche Üppigkeit und einzelformerische Vielfalt der sächsischen Buckelkeramik auf. Drei mit Hakenkreuzen versehene und auch sonst noch mit sinnbildlichen Zeichen und wechselvollen Ziermotiven reich geschmückte Urnen des 5. Jahrhunderts n. d. Ztr. seien hier besonders erwähnt.

Die meisten Leichenbrandgefäße enthielten entweder keine Beigaben oder nur geringe Reste von bronzenen, knöchernen und gläsernen Gegenständen, die durch das Totenfeuer weitgehend zerstört waren. Lediglich in zwei Urnen fanden wir einen verhältnismäßig gut erhaltenen Knochenkamm, eine bronzene Nippzange und ein eisernes Messer, Objekte, die, ohne daß man sie dem Leichenbrand ausgesetzt hatte, oben auf die Knochenfüllungen gelegt worden waren.

Zahlreich sind die Streufunde aus den zerstörten Zonen des Urnenfeldes; ob sie von Brandschüttungen oder Urnenbestattungen herrühren, ließ sich nachträglich nicht mehr feststellen. Die aufgelesenen Gewandhaften, die, von wenigen silbernen Ausnahmestücken abgesehen, aus Bronze bestehen, überraschen durch ihren Typenreichtum. Von der kleinen bescheidenen Bügelhafte bis zu den stattlichen Beispielen vom sog. Nydam-Typ und den formverwandten Armbrustfibeln konnten wir vielerlei Zwischenformen feststellen. Es kamen außerdem flache, mit Kerbschnitt verzierte Hafteln zum Teil mit runden, zum Teil mit viereckigen Köpfen zum Vorschein, letztere auf rheinfränkische Stileinflüsse hinweisend; ferner bronzene Riemenschnallen mit Tierköpfen, sodann zahlreiche bunte römische Glasperlen, in der Mehrzahl freilich durch die Einwirkungen des Leichenbrandes entformt und schließlich als Zeugen des bunten germanischen Zierstils auch einige bronzene Schmuckteile mit Almandinbesatz.

Nach Abschürfung der gestörten Urnenfeldschicht stießen wir auf das Planum der Körpergräber. Diese waren zum größeren Teil in die meist weniger als einen Meter unter der Dünenoberfläche lagernde dunkle Ortsteinschicht fensterartig eingeschnitten, so daß sie sich als solche sehr gut zu erkennen gaben. Wir gruben zuerst teilweise einen dichtbelegten und im wesentlichen ostwestlich ausgerichteten Reihengräberfriedhof frei

ABB. 2. SCHEIBENFIBEL, silbervergoldet aus einem Frauengrab, 7. Jhdt., Mahndorf

und stießen erst später auf die dazwischen liegenden, wesentlich tiefer eingeerdeten und nordsüdlich orientierten Einzelgräber, bei denen der Kopf stets im Süden lag und die Füße gen Norden gerichtet waren, während bei den Ostwestgräbern durchgehends eine westliche Kopflage angetroffen wurde. Die nordsüdlichen Einzelbestattungen waren eigentlich immer mit zum Teil beträchtlichen Beigaben versehen, indessen diese den Ostwestgräbern so gut wie stets fehlten.

Der Körpergräberfriedhof auf der Mahndorfer Düne wurde sowohl in seiner älteren wie in seiner jüngeren Anlage als gemischtbelegt erkannt. Unter den Einzelgräbern überragen bemerkenswerterweise an Zahl die Frauenbestattungen. Den weiblich Verstorbenen hatte man meist ihren gewöhnlich aus zwei Fibeln und bunten Glasperlen bestehenden Schmuck, zuweilen noch einen eisernen Schlüssel sowie ein kleines Trennmesser, selten jedoch Spinnwirteln mit beigegeben. In mehreren Frauengräbern fanden wir zartformige Bügelfibeln vom Typ des 4. Jahrhunderts n. d. Ztr., eine Datierung, die durch eine in einem dieser Gräber mitgefundene oströmische Münze von Konstantius II. (335—361) als zutreffend bestätigt wurde.

Vier Männergräber aus der Zeit von 500—600 waren reich mit Waffen ausgestattet, die in ihren geschlossenen Ausrüstungen jeweilig aus Kurzschwert, Stoßlanze, Wurflanze, Messer und Schild bestehen. Von den Lanzen waren begreiflicherweise nur die Spitzen, von den Schilden lediglich die eisernen Buckel und von den Gürteln die metallenen Schnallen übriggeblieben. Zweimal stießen wir auf Bündel von je neun Pfeilspitzen.

In dem männlichen Nordsüdgrab Nr. 17 waren sowohl der Schildbuckel wie auch die Saxscheide mit flachen silbernen Hohlknöpfen besetzt. Zu Füßen des Bestatteten stand ein birnförmiges Deckelgefäß mit zahlreichen eingeritzten runenartigen Zeichen, die jedoch keinen lesbaren Sinn ergeben, sondern mehr als Symbolrunen aufzufassen sind.

Die prachtvolle silberne und vergoldete Scheibenfibel aus dem nordsüdlichen Frauengrab Nr. 39, die mit der schmucklichen Grundlage einer vierteiligen Wirbelrosette in der Art des zweiten Tierstils verziert ist und der Mitte des 7. Jahrhunderts angehört (Abb. 2), gibt als das jüngste Fundstück nach unseren Ermittlungen die Schlußdatierung dieser älteren und noch mit altgermanischem Brauchtum ausgestatteten Gräbergruppe.

ABB. 3. GEWANDSPANGE aus einem Frauengrab, 6. Jhdt., Mahndorf

ABB. 4. PFERDEGRAB, darunter Frauengrab *Mahndorf*

Vereinzelt im 7., in vorherrschender Weise aber im 8. Jahrhundert kam es dann zu der erwähnten reihenmäßigen Gruppierung und ostwestlichen Ausrichtung der Körpergräber, worin wir eine christliche Beeinflussung zu erblicken haben. Diese findet auch in der ausgesprochenen Beigabenarmut dieser Gräber ihre Bestätigung. Erst im 9. Jahrhundert dürfte die Belegung dieses Friedhofes ihr Ende erreicht haben. In etwa 60 % der Reihengräber waren die Toten in Baumsärgen beigesetzt.

Erwähnt werden möge noch, daß die Körper in dem durchlässigen Sandboden sich wenig gut erhalten haben. Was an Skelettschatten und Schädelresten festzustellen war, hat zu einem erheblichen Teil der Münchener Anthropologe Dr. v. Krogh untersucht und in den Abhandlungen und Vorträgen der Bremer Wissenschaftlichen Gesellschaft (1940) veröffentlicht.

Ein besonderes Interesse dürfen die 20 Pferdebestattungen (Abb. 4) beanspruchen, die im Bereich des Dünenfriedhofs zum Vorschein kamen. Sie lagen über das Areal des Friedhofes hin verstreut stets in Nordsüdrichtung mit der Kopflage im Süden; ihnen eigneten mithin die typischen Merk-

zeichen der älteren Einzelgräber. Einige dieser Roßgräber waren nordsüdlichen Männerbestattungen verhältnismäßig nahe benachbart; der größere Teil lag jedoch für sich. In keinem Fall aber konnten wir eine Grabgrubengemeinschaft von Mensch und Pferd nach Art der typischen Reitergräber feststellen. Die meisten Pferde, deren Skelette sich weit besser als die Gebeine in den Menschengräbern erhalten hatten, wurden in einer sorgsam hingebetteten Seitenlage angetroffen; in fünf Roßgräbern dagegen fanden wir die zum Teil unvollständigen Gerippe in unnormaler bzw. verstreuter Lagerung. Nur drei Pferde waren mit ihrem Zaumzeug in die Gruben gelegt worden; unter einem der Pferdeskelette nahe der Herzgrube fanden wir ein eisernes Messer; in einem Falle hatte man dem Pferde zwei Hunde mit in die Grube hineingelegt.

Ohne dem Ergebnis der endgültigen Untersuchung vorgreifen zu wollen, kann schon jetzt gesagt werden, daß uns diese Pferdebestattungen, die dem 6.—7. Jahrhundert angehören dürften, eher mit einem auf der Mahndorfer Düne gepflegten Wodanskult in Zusammenhang zu stehen scheinen, als daß sie, wie üblich, aus dem Eigentumsrecht der Toten erklärt werden müßten.

Drei der am besten erhaltenen Pferdeskelette haben wir mit Hilfe eines von uns ausgearbeiteten Konservierungsverfahrens in der Urlage geborgen. Die gleichartige Rettung der übrigen verhinderte die allzu schnelle Abbaggerung.

Bereits während wir noch auf der Düne gruben, begannen wir die ausgebreiteten chaukischen Siedlungen am Fuß des Sandberges zu untersuchen und setzten 1939 diese Arbeit fort bis uns der Krieg den Spaten aus der Hand nahm. Nach Abschluß dieser wichtigen Siedlungsforschungen werden uns zusammen mit den vielfältigen Ergebnissen der Dünengrabung Materialien zur Kulturgeschichte der Chauken und Sachsen zur Verfügung stehen, wie sie in ähnlicher Reichhaltigkeit anderswo in Niedersachsen noch kaum ermittelt sein dürften.

Rudolf Koch

Der Königssprung ... eine Fehlübersetzung

Bei Wehrmacht- oder Polizeisportfesten wird häufig die folgende Übung gezeigt: vier, sechs, ja acht Pferde werden nach und nach in die Kampfbahn geführt und nebeneinander aufgestellt, und eine Riege oder gar die ganze Mannschaft tritt zum Sprung über diese Pferde an. Für die Zuschauer ist es ein schlechthin schönes Bild, die durchgearbeiteten Körper junger Sportler im Schwung über die Pferde fliegen zu sehen, und ehrlicher, begeisterter Beifall belohnt die prächtigen Leistungen.

Doch wer denkt da nicht auch zugleich: so hätten wir es herrlich weit gebracht! Viel weiter als die Germanen, unsere Vorfahren! Aber zur Sicherheit schlägt man lieber doch noch einmal bei Gustav Freytag nach — und findet es bestätigt: Der Königssprung trug Ingo nur über sechs Rosse.

Wahrhaftig, da steht es: „Zuerst wurden zwei Rosse nebeneinandergestellt, Kopf an Kopf und Schweif an Schweif. Die Springer traten zurück und schwangen sich mit kurzem Anlauf hinüber; fast allen glückte der Sprung, aber bei drei Rossen gelang es nur einer kleinen Anzahl, und über vier sprang Theodulf allein, und als er hinter den Rossen zum Haufen der andern zurücktrat, sah er herausfordernd den Fremden an und winkte mit der Hand zur Folge. Der Fremde neigte das Haupt ein wenig und tat denselben Sprung so sicher, daß das Feld vom Beifall widerhallte. Da rief Theodulf das fünfte Roß heran zum schweren Sprung, nur selten vollbrachte ihn einer der Behendesten. Aber der Thüring war gereizt und entschlossen, das Äußerste zu tun. Er selbst ordnete die Pferde anders, daß der Schimmel als fünfter stand, dann sah er um sich, empfing den Zuruf seiner Freunde und wagte den mächtigen Sprung. Er kam hinüber, nur daß er beim Niedertauchen mit seinem Rücken den Schimmel streifte. Aber während er vortrat und sich über das Jauchzen des Volkes freute, tönte noch lauterer Zuruf hinter ihm, und umgewandt sah er den Fremden, der diesmal schnell und mühelos in seinem Rücken den Sprung vollbrachte ... Die Alten aber traten zu dem Fremden und rühmten seine Kunst, und der alte Häuptling begann: „Ich erkenne, Fremder, wenn mich nicht deine Gebärde täuscht, du bist nicht unkundig des Schwunges auch über sechs Rosse, den sie Königssprung nennen, und der nicht in jedem Menschenalter einem Helden gelingt. Ich sah ihn einmal, da ich jung war, mein Volk niemals.“ Und er rief laut: „Führt das sechste Roß heran!“ ... Ingo trat rückwärts zum Sprunge, hob sich gewaltig in die Luft und vollbrachte den Schwung, daß alles Volk jauchzte ... Lange wogten die Zuschauer durcheinander, sprachen über die Kühnheit des Fremdlings und rühmten ihn, bis dem Wettkampf der Männer andere Ziele gesetzt wurden.“

2.

Zweifel ist geweckt: Wir horchen diesen Text deshalb noch einmal aufmerksam ab, und es will uns scheinen, als schildere diese Stelle zwar recht lebendig und anschaulich das Gewoge auf der Kampfbahn, die Menschen in ihren Gefühlen, aber Gustav Freytag schweige sich darüber aus und erzähle nichts über die Art, die Anlage, die Vorbereitung des Sprunges.

Denn das steht fest: ein Sprung im eigentlichen Sinne, so wie er hier von Gustav Freytag beschrieben ist, ist nicht zu vollbringen!

Es handelt sich bei einem solchen Sprunge, wie ihn Ingo getan haben soll, um einen Hoch-Weitsprung. Der Springer müßte, um einen solchen Sprung auszuführen, ungefähr 2 m vor dem ersten Pferd abspringen; er würde dann ungefähr in der gleichen Entfernung hinter dem letzten Pferd den Boden berühren. Nimmt man die Breite eines jeden Pferdes mit 0,60 m an, so würde die zurückzulegende Weitsprungstrecke auf ungefähr 7,60 m zu berechnen sein. Nun waren ja aber die Pferde in der Frühzeit nur durchschnittlich 1,40 m hoch. Um aber in dieser Höhe von rd. 1,40 m ungefähr $7\frac{3}{4}$ m weit zu springen, müßte ein reiner Hochsprung von 1,90—2 m erreicht werden. Mit anderen Worten: Ingo hätte

2 m × 7,60 m zu springen gehabt. Das ist jedoch gänzlich unmöglich! Zum Vergleich sei angeführt, daß die heutige Bestleistung für den Hoch-Weitsprung bei ungefähr 1,70 m 3,20 m liegt. Nichts kann besser als diese Zahlen aufzeigen, daß niemals ein Mensch einen Sprung von der Art, wie ihn sich Gustav Freytag vorgestellt und uns als „Königssprung" geschildert hat, hinter sich hat bringen können.

Aber haben wir denn nicht bei Polizei- und Wehrmachtsportfesten junge Menschen diese Sprünge ausführen sehen, Sprünge nicht nur über sechs, sondern sogar über acht Pferde hinweg, von denen jedes einzelne beinahe die doppelte Höhe messen mag wie ein Pferd der Frühzeit? Ist Ingos Königssprung, falls er tatsächlich vollbracht sein sollte, mit dem Blick auf diese Leistungen überhaupt noch erwähnenswert?

Auf diese Frage ist zu antworten: Wir führen heute diese Sprünge über die Pferde, aber auch in der Turnhalle Sprünge über ein Gerät, etwa den Tisch, mit Hilfe des Schwungbrettes aus. Nur durch ein solches Brett erhält der Körper so viel Schwung, daß er über acht Pferde hinweggehoben und getragen werden kann. Hätte Ingo ein Schwungbrett benutzt, so verdiente seine Leistung keineswegs die auszeichnende Benennung „Königssprung". Es ist offensichtlich ganz unmöglich, diese beiden Sprünge auch nur irgendwie miteinander zu vergleichen. Ich glaube annehmen zu können, daß Gustav Freytag, als er sein Werk erscheinen ließ (1872ff.), das Schwungbrett überhaupt noch nicht kannte; gewißlich hat er auch nicht solche Berechnungen angestellt, wie sie oben vorgenommen wurden, um die „Rekordleistung" des Königssprunges überhaupt anschaulich zu machen. Und wiederum zu ganz anderen Vorstellungen, Möglichkeiten und Beurteilungen kommt man, wenn man davon ausgeht, daß ein solcher Sprung mit Hilfe eines Sturmbrettes ausgeführt worden ist, d. h. einer schrägen ansteigenden Anlaufbahn von verschiedener Höhe. Bleibt das zu überspringende Hindernis dasselbe, so fällt der Wert der Leistung mit der zunehmenden Höhe des Sturmbrettes (z. B. 20, 40, 60 cm) ganz erheblich.

Denkbar wäre natürlich auch, daß Ingo den Sprung ohne jedes Gerät in der Hocke erledigt hätte. Aber eine solche Hocke über die sechs Pferde wäre nun wiederum in keiner Weise eine solch überragende Leistung gewesen, daß sie den Namen „Königssprung" verdient hätte. Auch dies führt also nicht weiter.

Ob aber die Germanen ganz ohne jedes Gerät, mit Sturmbrett oder gar mit Schwungbrett gesprungen sind, wie hoch etwa das Sturmbrett gewesen ist, wie sehr das Schwungbrett gefedert hat, ob der Sprung als Hocksprung ausgeführt ist oder als Sprung im eigentlichen Sinne: auf alle diese Fragen können wir keine Antwort geben. Vom „Königssprung", von der Leistung des Springers, von der Ausführung des Sprunges können wir uns weder heute noch nach der Schilderung Gustav Freytags ein anschauliches Bild entwerfen.

3.

Aber: ist nicht überhaupt zu viel Aufmerksamkeit mit den obigen Darlegungen der Schilderung Gustav Freytags zugewandt? Denn diese Erzählung von Ingos „Königssprung" findet sich ja in Gustav Freytags großem Roman den „Ahnen" (1872ff.), und nicht etwa in den kulturgeschichtlichen, auf Quellenstudium aufgebauten „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" (1859ff.). So hätten wir uns demnach alle täuschen lassen, hätten für Wirklichkeit genommen, was in Wahrheit nichts ist als ein knapp seitenlanger Abschnitt aus einem Roman, dessen Inhalt von der frei bildenden und verknüpfenden Einbildungskraft des Dichters geschaffen ist, der nicht für jede Zeile oder Angabe eine Rechtfertigung aus den Quellen vorzulegen braucht!

Nun gehören aber Gustav Freytags „Ahnen" in die gleiche Gruppe wie etwa Dahns „Kampf um Rom", Scheffels „Ekkehard" oder Ebers' „Ägyptische Königstochter". Alle diese

KÖNIG TEUTOBOD *springt über 6 Rosse*

Romane beruhen auf eingehendster Durchforschung und Kenntnis der Quellen. Der Keim zu diesen Werken stammte nicht aus der dichterischen Eingebung oder Leidenschaft, sondern war die Absicht, dem nicht wissenschaftlichen Leser in einer anziehenden Erzählung ein getreues Abbild der dargestellten Zeit zu zeichnen. Bis in kleinste Einzelheiten und Äußerlichkeiten hinein kann deshalb für diese Gattung von Romanen der Beleg aus den Quellen beigebracht werden, so daß diese Romane sich oft wie ein lebendig geschriebenes kulturgeschichtliches Lehrbuch lesen, was sie ja auch eigentlich sind und sein sollten. Nur so wird es auch verständlich, daß die Schilderung von Ingos Königssprung aus den „Ahnen" als wirklich einmal Geschehenes hingenommen werden konnte, daß etwa in Geschichten der Leibesübungen, Übersichten von Bestleistungen der Sprung über sechs Pferde gleichfalls erscheint.

Nun stützt sich jedoch Gustav Freytag gerade an dieser, für das Ganze des Romans doch an sich höchst belanglosen Stelle auf das Quellenzeugnis eines antiken Schriftstellers und rechtfertigt nachträglich damit alle diejenigen, die sich auf die „Ahnen" berufen. Wie aber, wenn Gustav Freytag sich geirrt hätte, seine Übersetzung . . . falsch wäre? Und so ist es wirklich: Ingos „Königssprung" beruht auf einer Fehlübersetzung.

Die Quelle für diese Stelle der „Ahnen" ist der lateinische Schriftsteller Lucius Annaeus Florus. In seinem Geschichtswerk, Epitome rerum Romanorum, sucht Florus mit schönen Worten, rühmender Überschwenglichkeit und rednerischem Prunk eine Geschichte der Großtaten und Leistungen des römischen Volkes vorzutragen. Es fehlt diesem Werke aber eine selbständige und gewissenhafte Quellenverarbeitung, und nur da, wo es Angaben verläßlicherer Werke benutzt, erhält es einigen Wert. Darum steht Florus bei den zünftigen Historikern nicht gerade in bestem Rufe. Auch die hier gleich noch zu besprechende Stelle bekräftigt dies, wo Florus berichtet, die durstigen Römer hätten, als die Schlacht gewonnen war, aus dem Bach ebensoviel Wasser wie Germanenblut getrunken. Doch nicht etwa wegen dieser Unglaubwürdigkeit und vieler anderer Ungenauigkeiten ist die Stelle von dem angeblichen Sprunge über sechs Pferde schon von vornherein abzulehnen. Das wäre unberechtigt und unbeweisbar. Die Stelle verdient Vertrauen, sie ist jedoch ganz anders zu übersetzen, als es durch Gustav Freytag und seit seinem „Königssprung" geschehen ist.

Die Stelle findet sich bei Florus in der Darstellung des Kampfes der Teutonen gegen die Römer unter Marius bei den Sextischen Gewässern, 102 v. Chr. Es ist nötig, zu besserem Verständnis zunächst die ganze Schlachtschilderung anzuhören (die Übersetzung nach Capelle, Das alte Germanien); die entscheidenden Worte werden dabei vorerst in der Ursprache angeführt:

„Alles wäre verloren gewesen, wenn nicht Marius jenem Jahrhundert geschenkt wäre. Auch er wagte nicht gleich den

Kampf, sondern hielt seine Truppen im Lager, bis jener unbesiegbare Kampfesmut und die stürmische Kraft, die die Barbaren für Tapferkeit halten, dahinwelkte. Sie zogen daher scheltend und — so fest glaubten sie daran, Rom zu erobern — mit der Frage an unsere Truppen ab, ob sie ihnen etwas an ihre Frauen zu bestellen mitgeben wollten. Und ihrer Drohung entsprechend zogen sie in drei Abteilungen zu den Alpen, d. h. zu den Toren Italiens. Marius, der alsbald mit wunderbarer Schnelligkeit Nichtwege [eingeschlagen und ihre Endpunkte] besetzt hatte, kam dem Feinde zuvor und erreichte zuerst die Teutonen unmittelbar am Fuße der Alpen und vernichtete sie an einer Stelle, die Aquae Sextiae heißt — beim Glauben an die Götter! — in einer fabelhaften Schlacht. Die Feinde hatten ein Tal und einen Fluß in der Mitte [zwischen sich und uns] in ihrer Gewalt, während die Unsrigen kein Trinkwasser hatten. Ob unser Feldherr dies mit Absicht so hat kommen lassen oder ob er seinen Irrtum klug benutzt hat, ist zweifelhaft; jedenfalls war die durch die Not erzeugte Tapferkeit die Ursache des Sieges. Denn als das Heer Wasser forderte, erwiderte Marius: „Wenn ihr Männer seid, seht, dort habt ihr es!“ Daher wurde mit solcher Erbitterung gekämpft und ein solches Blutbad unter den Feinden angerichtet, daß das siegreiche römische Heer aus dem blutigen Fluß ebensoviel Barbarenblut wie Wasser getrunken hat. Certe rex ipse Teuto(d)us, quaternos senosque equos transilire solitus, vix unum cum fugeret asszendit. Er wurde im nächsten Gebirge gefangen genommen und war [später] im Triumphzug ein hervorragendes Schaustück.“

Wie ist nun jenes „quaternos senosque equos transilire solitus“ zu übersetzen? Etwa so: Der König, der für gewöhnlich über vier oder sechs Pferde sprang (wie auch Capelle übersetzt), konnte kaum eins bei der Flucht besteigen? Das ist offensichtlich völlig widersinnig und überhaupt gänzlich unmöglich. Die Normal- und Schulübersetzung der Vokabel „transilire“ ist zwar „überspringen“, etwa muros, flammas transilire = Mauern, Flammen überspringen. Doch wie gesagt, paßt das hier nicht. Aber daneben gibt nun sogar das Wörterbuch an: „quaternos equos transilire = von einem auf das andere überspringen“, d. h. also: die Pferde wechseln.

Die Pferde wechseln: das ist die für diese Florus-Stelle einzig und allein zutreffende und wirklich sinngebende Bedeutung, nur so kann diese Stelle wahrhaft dem Verständnis erschlossen werden!

Daß ein Reiter oder Ritter mehrere Pferde für den Kampf zur Verfügung hat, ist durchaus nichts Ungewöhnliches; es ist mehrfach bezeugt. Noch im Mittelalter gestehen Gesetze und Vorschriften für die Ausrüstung dem Ritter vier und mehr Pferde zu. Somit wäre unsere Stelle etwa folgendermaßen wiederzugeben: „Es steht fest, daß selbst König Teutobod, der sonst gewohnt war, vier oder sechs Pferde zu wechseln, kaum eins zu besteigen hatte, als es zur Flucht ging.“ Nur eine solche Übersetzung entspricht ja auch der Absicht, die dem Florus bei der Abfassung seines Werkes vorschwebte: er wollte uns sagen, die Römer seien so ungestüm, so rasch vorgedrungen, daß selbst nicht einmal der König, der sonst doch vier oder sechs Pferde zum Wechseln bereit hatte, zur Flucht Zeit fand und jetzt kein Pferd besteigen konnte. Es wird jetzt wohl ganz deutlich gespürt: die Angabe, der König springe gewöhnlich über vier oder sechs Pferde, gehört in diesen Bericht einfach nicht hinein, ist sinnlos und aus dem Zusammenhang gar nicht begreifbar. Die Pferde wechseln! Nur diese Übersetzung fügt sich, ohne daß gedanklich ein Sprung zu machen ist, ohne daß eine Härte hörbar wird oder ein falscher Ton in dem Bericht anklingt, klar und ohne Bruch in den Ausdruck und in die Gesamthaltung der Schlachtschilderung ein.

Es mag hier nicht unerwähnt bleiben, daß auch der Übersetzer des Florus (Lucius Annaeus Florus, Abriß der Römischen Geschichte, übersetzt von Wilhelm Matthäus Pahl, Dr. der Philosophie, Rektor des Königl. Württemb. Lyzeums in Tübingen, Stuttgart, Verlag der J. B. Metzlerschen Buchhandlung, 1834), dessen Übersetzung beinahe 40 Jahre vor den Ahnen erschienen ist und der nichts von Gustav Freytags „Königssprung“ wußte, in natürlicher Selbstverständlichkeit übersetzt: „. . . Teutobo(d) selbst, der sonst gewohnt war, vier bis sechs Pferde zu wechseln . . .“

4.

Der „Königssprung“, so wie ihn nach Gustav Freytags „Ahnen“ Ingo getan haben soll, gehört ganz in das Reich der Dichtung. Der Gedanke an einen solchen Sprung konnte nur durch ein Mißverständnis der antiken Quelle entstehen; der Sprung selbst ist so, wie ihn uns Gustav Freytag geschildert hat, gar nicht auszuführen. Beides ist oben erwiesen. Dessen möge sich der bewußt sein, der künftig die „Ahnen“ liest, und man möge aufhören, den „Königssprung“ als wirklich und vollbracht anzusehen. Der Wahrheit die Ehre! Doch die Freude an dem Roman, die Teilnahme an Ingos und Ingrabans Geschick möge trotzdem keinem künftigen Leser durch diese Zeilen verkümmert werden.

Karl Gutmann

„Maginotlinien“ der Vor- und Frühzeit

Die heutigen Kriegsziele unserer Feinde decken sich mit den seit Jahrhunderten verfolgten Bestrebungen der westlichen Politik auf Gewinnung der Rheingrenze. Sogar England möchte seinen Machtbereich bis zum Rhein vortragen. Dabei hat man im Westen beileibe nicht nur das Bett des Stromes als Grenzlinie im Auge, man meint das gesamte Rheingebiet. Denn der Strom bildet mit dem angeschlossenen Netz eine natürliche geopolitische Einheit. Der Anspruch der Westmächte auf die Rheingrenze bedeutet also nicht etwa, daß sie mit ihren Bajonetten und Kanonen in Straßburg, Köln, Düsseldorf stehenbleiben wollen. Nein, darüber hat uns die Geschichte der Nachkriegszeit keinen Zweifel gelassen. Erst mit der Ruhrbesetzung glaubte Clemenceau den Rhein in die Hand bekommen zu haben. Doch diese Operation brach zusammen, die französische Macht mußte sich über den Rhein zurückziehen. Es war nicht gelungen, die Herrschaft am Strome durch ein geeignetes Vorland zu sichern. Und damit wurde denn die Befestigung der Rheinbasis durch die Maginotlinie notwendig. Umgekehrt war der deutsche Sieg im Rheinkampf mit der

Ruhrbefreiung und der Rheinlandräumung nur erst angebahnt. Durch die Saarabstimmung wurde er zum wesentlichen Teil gesichert.

Das was uns die Geschehnisse der neuesten Zeit lehren, bestätigt auch der Gesamtverlauf der Geschichte am Rhein seit Jahrtausenden. So weit wir zurückblicken können, hat bei den das Land besiedelnden Völkerschaften stets das Bestreben vorgeherrscht, dieses Gebiet als Ganzes in Besitz zu bekommen. Die aus dem Westen heranströmenden Völkerwellen haben auch das östliche Vorland des Rheines überflutet und haben nach Möglichkeit die Grenzen über den Schwarzwald, den Odenwald und den Taunus hinausgetragen. Auch die von Osten und Nordosten einwandernden Stämme haben an den Vogesen und jenseits derselben die natürliche Verteidigungslinie des Rheinstromes gesucht. Das können wir bei den Wanderungen der jungsteinzeitlichen Ursiedler des Westens und ihren Nachfolgern, den Michelsbergern und den Glockenbecherleuten, ebenso feststellen wie andererseits bei den Rössenern und Schnurkeramikern und deren indogermanischen Nachkommen. Wir erkennen den gleichen Vorgang wieder bei den Kelten und Römern, wie andererseits bei den Kimbern und Teutonen, den Sweben des Ariovist sowie bei den Alamannen und Franken. Die Ziele blieben dieselben für das frühe Mittelalter, für Ludwig XIV, für Napoleon I. und III. Gerade im Westen tritt immer wieder das Bemühen deutlich in Erscheinung, feste Ausgangspunkte, Brückenköpfe auf der rechten Rheinseite zu gewinnen, um das Gebiet unter Druck zu halten und die Wege zum Rhein abzuschneiden. Das dem Strom vorgelagerte Glacis ist ein unabdingbares Erfordernis zur Verteidigung der Rheinlinie. Der Wasserlauf selbst hat noch nie im Laufe der Geschichte Völker und Kulturen aufhalten können. Sollte er diesen Zweck erfüllen, so mußte er durch Befestigungen größten Ausmaßes gesichert werden. Die Anlage solcher Verteidigungswerke bedeutet einerseits immer einen Verzicht auf das natürliche Vorgelände, hat aber andererseits noch niemals endgültige politische Sicherheit und Ruhe gebracht.

Der Kampf um das Rheingebiet setzt schon in der frühesten Urgeschichte ein. Wir können diese Feststellungen treffen, ohne daß einzelne Vorgänge oder Operationen genauer herauszuschälen wären. Auf den Vorbergen der Vogesen, des Schwarzwaldes und auf den Kuppen der niedrigeren Gebirge am Mittel- und Unterrhein liegen eine ganze Menge von Burgen und Schanzwerken der Vorzeit, zum Teil ganz großen Stils, die aber noch kaum untersucht und betrachtet sind, so daß wir nicht wissen, von wem und gegen wen sie angelegt wurden.

Bestimmter heben sich einstweilen einige Systeme ab, die teilweise weit ostwärts des Rheinstromes verlaufen und dem keltischen Volke zugeschrieben werden müssen. Dieser Stamm hat sich bekanntlich aus der indogermanischen Durchdringung westischen Volkstums im Raume westlich der Elbe und Saale zwischen den Alpen und den deutschen Mittelgebirgen in der Zeit von 2000—1800 v. d. Ztr. gebildet. Im 6. Jahrhundert erlebte das Volk seine Blüte, die sich in erstaunlicher Fruchtbarkeit äußerte. Der Heimatraum wurde zu eng. Wanderscharen strömten über die Grenzen und fluteten bis nach Spanien und den britischen Inseln. Oberitalien, die Donaulande, der Balkan und Teile von Kleinasien fielen ihnen zu. In Deutschland wird der Siedlungsraum über Schlesien, Böhmen, Mähren erweitert. Nur an der Nordfront, gegenüber den Germanen, gewinnen die Vorstöße der Kelten keinen Raum. Im Gegenteil, hier setzt der erste Gegenangriff gegen die urkeltischen Grenzen ein, der langsam aber ununterbrochen den keltischen Machtbereich einengt. Vor allem richten sich diese germanischen Stöße gegen den Westen, wo die Weser, die Ems, der Niederrhein erreicht (800 v. d. Ztr.) und vielfach überschritten werden. Der Unterlauf des Mains und der Niederrhein bilden hier fortan die nördliche bzw. die östliche Grenze der Keltenmacht. Aber auch nach Süden und Südwesten strebt die germanische Wanderung. Doch da stellen sich gewaltige Hindernisse in den Weg. Die Kelten sind altgeübte und geschickte Meister in der Anlage von mächtigen Volksburgen (Cäsar Bel. Gall. VII. 23). Und so haben sie ihre den Germanen gegenüberliegende Grenze durch einen dreifachen Festungsgürtel umhegt. Die vorderste Kette erstreckte sich über das südliche Vorgelände des Thüringer Waldes, über die Rhön, den Vogelsberg, den Westerwald und umschloß das für die keltische Wirtschaft und Kriegführung hochwichtige Erzgebiet des Siegerlandes. Die Milseburg und die Steinsburg in der Rhön (Germanen-Erbe 1938, S. 168), der Ringwall bei Rittershausen im Dillkreis, die Amöneburg nordöstlich Marburg, der Hünstollen bei Göttingen sind die bekanntesten und bedeutendsten Anlagen dieser Linie. Kleinere Festen stellen der Ochsen bei Wacha, der Beyer, die Disburg, die Altemark und der Kreuzberg dar. Auch die beiden Gleichen haben Postierungen getragen. Steilhänge und Bergterrassen bildeten wirkungsvolle Vorhindernisse; einer oder mehrere aus Trockenmauerwerk oder Erdwällen aufgebaute Beringe umziehen heute noch die Bergkuppen oder schneiden eine Zunge von dem eigentlichen Bergmassiv ab. Die Mauern erreichen eine Breite von 3—6 m und eine Höhe bis zu 4 m. Weit mächtigere Ausmaße weisen die Wälle auf, die zudem noch ehemals durch eine Holzpalisade wirksame Verstärkung erfuhren. Geschickt angelegte und leicht zu verrammelnde Tore gestatteten Ein-

laß in das Innere der Burg. Neben kleinen Anlagen, die lediglich als Auslug und Verbindungs- oder Signalposten angesprochen werden müssen, stehen riesige Festungen, die ganzen Volksstämmen mitsamt dem Vieh Aufnahme gewähren konnten. Die Steinsburg bei Römhild umschließt eine Fläche von 65 ha, die Gesamtlänge ihrer verschiedenen Beringe beträgt 11 km.

Eine zweite Sperrkette der Kelten (Abb. 1) legte sich unmittelbar vor die Rhein- und Neckarlinie und lief von der Alb über den Odenwald zum Taunus und zum Siebengebirge hin. Ihr gehören die Ringwälle auf dem Petersberg bei Godesberg, der Altkönig und die Goldgrube im Taunus, die Feste auf dem Greinberg bei Miltenberg, der Burgstall bei Finsterlohr, der Hohe Neuffen bei Urach an. Etwas tiefer gestaffelt liegen der Odilienberg bei Eppingen und der Heiligenberg bei Heidelberg, während im Vorfeld der Kipfenberg bei Ingolstadt den Donauweg beherrschte.

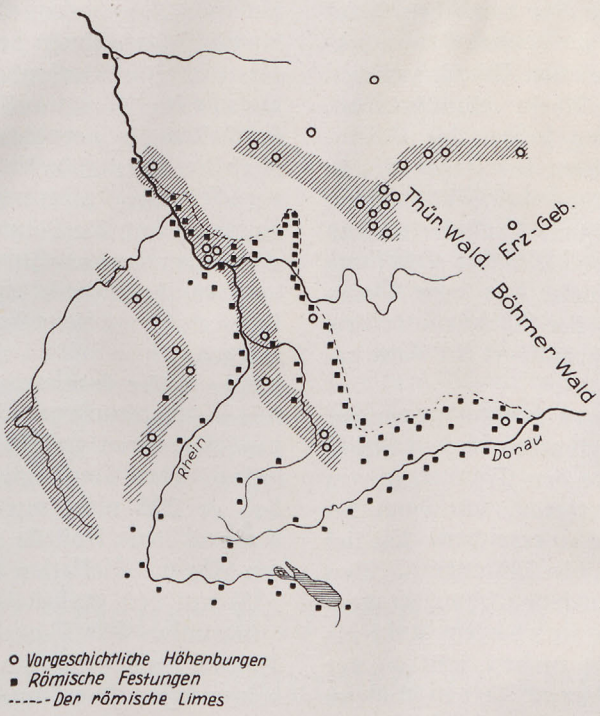


ABB. 1. FESTUNGSLINIEN der Kelten und Römer im deutschen Südwesten

Die dritte Abwehrlinie lag schon jenseits des Rheines und zog sich vom Hunsrück über die Hard und den Pfälzer Wald zu den Vogesen hin: Steineberger Ley, Ring von Otzenhausen, die Wehren von Kapellen und Deidesheim, der Odilienberg bei Schlettstadt und die Frankenburg im Elsaß gehören hierher. An der oberen Mosel in Französisch-Lothringen bilden vierzehn Festungen eine letzte Aufnahmestellung.

Während des 3. und 2. Jahrhunderts v. d. Ztr. vermochten diese Sperrketten, angelehnt im Süden an die Naturfestung Böhmen, den Vormarsch der Germanen aufzuhalten. Als es aber den Kimbern und Teutonen gelungen war, dem Nordfuße der Alpen entlang in die Flanke dieser Verteidigungswerke zu kommen, da fiel die längst überalterte Herrschaft der Kelten in sich zusammen. Zwischen Germanen und Römern wurde sie aufgerieben. Einen Teil des keltischen Erbes trat Ariovist an, der in klarer Erkenntnis der Lage seinen Stoß zielbewußt über den Rhein hinaus ansetzte. Vielleicht war es sein Verhängnis, daß er die Vogesen nicht übersteigen konnte.

Der Germane kennt keine Burgen, aber er weiß die strategisch wichtigen Punkte des besetzten Gebietes klar zu erfassen. Auf diese Weise sicherte Ariovist die Rheinebene. Entlang dem gesamten Verlauf des Stromes von Straßburg ab nordwärts sitzen seitdem die Germanen und bleiben auch da wohnen, trotzdem Ariovist von Cäsar zurückgeworfen worden war. Gerade weil sie in diesem Raume eingepreßt wurden, bildeten sie das beste Bollwerk gegen neue Völkerwellen aus dem Norden. Doch nach der Verrömerung dieser westlichen Germanen und nach Verstärkung des Druckes aus Innergermanien sahen sich die Römer veranlaßt, neue wirkungsvollere Maßnahmen zur Sicherung der Rheinlinie zu treffen. Augustus bereitete bei einem persönlichen Aufenthalt in Gallien diese Operationen vor; sein Lieblingsstiefsohn Drusus führte sie durch. Entlang dem ganzen Verlauf des Stromes vom Hochrhein an bis zur Mündung in den Ozean legte er 50 Kastelle und feste Plätze an. Das bedeutet, daß zum mindesten auf je 20 km eine Festung kam. Es sind zumeist Stellen, die schon vorher von den Germanen als wichtige strategische Punkte besetzt gehalten waren und die auch im Laufe der späteren Geschichte bis in unsere heutigen Tage hinein eine bedeutungsvolle Rolle gespielt haben. Aus einer ganzen Reihe von ihnen sind große Städte entstanden wie Straßburg, Mainz, Koblenz, Bonn, Cleve, Nymwegen. Wichtig vor allem wurden die Legionslager Mainz und Xanten, die als Sperrfesten sich vor die germanischen Anmarschwege aus dem Lippe- und Maintal legten. Am Oberrhein deckten Windisch, Augst, Straßburg, Selz, Speyer und Worms vielbegangene uralte Rheinübergänge.

Diese unmittelbar am Strom gelegene erste römische „Maginotlinie" schien unantastbar. Aber schon im Anschluß an die Niederlage des Varus im Teutoburger Walde muß sie bedenklich gewankt haben. Die ganze erste Hälfte des 1. Jahrhunderts hindurch wurde ihr Ausbau und zum Teil sogar Neubau immer wieder erforderlich. Deutlich zeigte sich, daß der Rhein nur gehalten

werden konnte, wenn es gelang, feste Posten auf das östliche Ufer vorzuschieben. Aber so einfach war diese Sache nicht. Das Unternehmen kam den Römern teuer zu stehen. Immer wieder traten blutige Rückschläge ein, denen große Befestigungen wie Hofheim und Wiesbaden, ja sogar Festungen auf dem jenseitigen Rheinufer zum Opfer fielen. Die Schwere der Aufgabe erforderte außerordentliche Mittel. Der endliche Erfolg wurde am Oberrhein im Jahre 74 u. Ztr. eingebracht. Der siegreiche Feldherr erhielt sogar die Triumphalabzeichen zugebilligt, eine Auszeichnung, die einen Rückschluß auf die Bedeutung des Unternehmens gestattet. Es war gelungen, die römischen Adler über den Schwarzwald bis zur oberen Donau vorzutragen und so den gefährlichen Winkel zwischen diesem Strom und dem Rhein abzuschneiden. Ihre notwendige Ergänzung fanden die Operationen durch den Chattenkrieg im Jahre 83, in dessen Gefolge die starken Lager bei Heddernheim, Okarben, Friedberg, Frankfurt, Groß-Gerau und Gernsheim angelegt wurden. Mit der Schaffung dieses rechtsrheinischen Glacis, das vom Limes umgrenzt wurde, war auch der Rhein mindestens auf etwas mehr als ein Jahrhundert für Rom gesichert.

Die Grenzlinie des Limes begann gegenüber der Einmündung des Vinxtbaches in den Rhein bei Hönnigheim, überquerte den Taunus, umzog in großem Bogen die Wetterau, um dann bei Groß-Krotzenburg den Main zu erreichen. Sie lief weiter den Fluß aufwärts bis Miltenberg. Von da aus zielte sie in fast durchweg schnurgeradem Verlauf nach Lorch, wo sie in scharfem Knick als rätischer Limes nach Osten umbog, um an der Donau bei Hienheim zu endigen. Aber nicht dieser Limes, der ursprünglich lediglich als Zollgrenzlinie gedacht war, sicherte die Rheingrenze, sondern das dem Strom vorgelagerte Überwachungsgebiet, hinter dem die geschlossenen Legionen stets schlagbereit in festen Lagern standen. Den Charakter als Verteidigungswerk erhielt der Limes erst im Laufe des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts, als die Germanen immer dringender ihren Anspruch auf das Rheingebiet geltend machten. Die Grenzlinie wurde durch „riesige Pfähle wie eine Schutzmauer tief gesetzt und fest verbunden" verstärkt. Dahinter zog sich ein breiter und tiefer Graben, begleitet von einem kräftigen Wall entlang. Die alten aus Holz erbauten hochragenden Überwachungstürme wurden durch steinerne ersetzt, ebenso erfuhren die Erdlager unmittelbar hinter dem Limes Ausbau in Stein. Auf der rätischen Strecke trat an Stelle von Wall und Graben eine durchlaufende 1—1,20 m breite und 2—3 m hohe Steinmauer.

Wenn auch dieses behelfsmäßige Verteidigungswerk lediglich als Zeichen der Schwäche der sinkenden Römermacht aufgefaßt werden darf, so bedeutete es doch mit seinen 100 festen Kastellen, mit seinen über 1000 Wachttürmen und seinen ungezählten Artilleriestellungen ein gefährliches Hindernis für den Vormarsch der Germanen. Doch aufhalten konnte es ihn nicht. Den geschichtlichen Notwendigkeiten stellen sich Mauern und Wälle vergeblich entgegen. Das Volk der Germanen war jung und fruchtbar, das Volk der Römer war alt geworden und lebte nur noch von der Kraft unterworfener Stämme. Der Limes fiel um die Mitte des 3. Jahrhunderts. Die Germanen drangen über den Rhein vor und stießen gleich nach Gallien hinein. Nur dieses Streben über den Strom hinaus sicherte ihnen denselben auf die Dauer als Grenze. Im Vorlande konnten sie die Gegenangriffe der Römer auffangen, konnten ihnen zum mindesten die vernichtende Wucht nehmen. So blieb das Kernland, die heimische Kraftquelle, unversehrt, wenn auch manche schweren Rückschläge eintraten und die Römer die Rheinlinie zeitweise wiedergewannen. Zumal im 4. Jahrhundert gelang es ihnen noch einmal, hier festen Fuß zu fassen und eine neue starke Verteidigungslinie anzulegen.

Der Kaiser Gallienus (253—260) hat während seiner Regierungszeit nicht weniger als 70 von den Germanen zerstörte Befestigungen aufbauen lassen. Von Constantius Chlorus wird gerühmt, daß er 296 nicht nur an der Donau und am Euphrat neue Kastelle angelegt hat, sondern auch am Rhein. Diokletian bemüht sich dann (284 bis 305) um den großzügigen Ausbau der Verteidigungslinie. Die Nachrichten, die uns über diese Bauten zufließen, sind recht spärlich; aber eindeutig lassen sie erkennen, daß die gewaltigen Anstrengungen der römischen Kaiser die Germanen nicht hindern konnten, immer wieder ihren Anspruch auf das linksrheinische Land zu erneuern und das Gebiet auch tatsächlich zu besetzen. Zum letzten Male versuchte es dann Valentinian I. (364—375) mit außerordentlichen Mitteln, die Rheinlinie zu halten. Er befestigte „den ganzen Rhein vom Anfang der beiden rätischen Provinzen an bis zur Nordsee mit großen Werken, indem er Festungen und Burgen von beträchtlicher Höhe und eine fortlaufende Reihe von Türmen an geeigneten und günstigen Stellen auf die ganze Länge der gallischen Provinzen aufführte, bisweilen auch jenseits des Stromes Bauten anlegte und so das Gebiet der Barbaren beschnitt" (Ammianus 28, 2). Am Hochrhein, auf dem Schweizer Ufer, wo der Strom fest in die Talrinne eingepreßt ist, kennen wir die Valentinianische Sperrkette ganz genau. Weiter nördlich aber hat der Rhein im Laufe der Jahrhunderte sein Bett immer wieder verlegt und die Spuren ehemaliger Uferplätze restlos weggeschwemmt. Trotzdem läßt sich

gelegentlich doch feststellen, mit welcher Raffiniertheit und mit welch genauer Einstellung auf die germanische Kampfesweise die Befestigungen angelegt waren. Der Strom selbst wurde durch Verpfählungen und Dämme gebändigt. Unmittelbar seinem Ufer entlang zog sich eine Linie starker Militärlager, zumeist die erneuten Drususkastelle. Weiter westlich folgten rückwärts gestaffelt umringte Städte. In Worms, Köln, Trier sind noch Reste dieser mächtigen Bauten zu sehen. Die 3—4 m starken Ringmauern erfuhren eine stattliche Erhöhung, daß die Germanen sie nicht erklettern konnten. Die Fundamente wurden bis auf das Grundwasser hinabgetrieben, daß es den Belagerern unmöglich war, sie zu untergraben. Bei dem auf der Höhe gelegenen Breisach — wo das Grundwasser viel zu tief liegt — hat man vor Legung der Fundamente einen enggestellten Rost von 1,30 m langen Pfählen in den weichen Löß hinabgetrieben. Zahlreiche vorspringende Türme flankierten die Lagerfronten. Im Innern lehnten sich die niedrigen Kasernen unmittelbar an die Festungsmauer an, daß sie im toten Winkel geschützt lagen vor den feindlichen Steinwürfen und Brandfackeln. Valentinian mochte wohl glauben, daß er auf diese Weise ein nach menschlichem Ermessen uneinnehmbares Bollwerk geschaffen habe. Aber das Schicksal seiner „Maginotlinie" war schon in dem Augenblick besiegelt, da es ihm trotz unglaublicher Anstrengungen nicht gelang, Brückenköpfe auf das rechte Rheinufer vorzutreiben. Selbst die Neckarmündung mußte zu diesem Zwecke verlegt werden. Auf dem Heiligen Berge bei Heidelberg sollte ein Vorposten erstehen — unter Nichtachtung des dort befindlichen Heiligtums. Aber die Germanen fielen über die schanzenden Römer her und erschlugen sie. Sogar das allmächtige Mainz bot dem Andrang der Alamannen kein wesentliches Hindernis. Gerade knapp 30 Jahre hielt die Valentinianische Linie mit Mühe stand. Dann brach sie unter dem letzten Ansturm der Germanen zusammen. Der deutsche Rhein half bei dem Werke mit, indem er die Mauern der Uferkastelle teilweise unterspülte oder durch Verlegung seines Laufes die Plätze vom jenseitigen Lande wegriß.

Mit dem Fall der Valentinianischen Sperrlinie war auch das Ende der Römerherrschaft am Rhein besiegelt. Und nicht nur das. Die große germanische Völkerwanderung flutete über den Strom nach Westen. Die alte Zeit, die sich allzulange hinter toten Mauern verschanzt hatte, wurde abgelöst von der Morgenröte einer neuen europäischen Entwicklung, von der Neuordnung und dem Neuaufbau des alten Kontinentes, deren bewegende Kraft das siegreiche Germanentum wurde.

Theodor Steche

Dauer und Schwund germanischer Volksnamen in Deutschland

Für die Zuweisung von Bodenfunden an die mit Namen bezeichneten Volksstämme und für die Beurteilung, ob in einer Landschaft Siedlungsstetigkeit oder irgendwann ein Siedlungsbruch bestanden hat, ist es nötig, daß sich die deutschen Vorgeschichtsforscher klar darüber sind, in welcher Weise die Dauer, das Verschwinden oder das Neuentstehen von Volksnamen mit dem Bestehen, Erlöschen oder Neubilden von Völkerschaften zusammenhängen oder nicht. Abstammung, Abgrenzung und Kulturhöhe der einzelnen Volksstämme werden sehr oft durch die Bodenfunde reicher und sicherer bezeugt als durch die Schriftquellen; das gibt heute jeder Erforscher der letzteren zu. Umgekehrt aber — und das muß jeder Erforscher der Bodenfunde anerkennen — versagen die Funde bei den Namen der Volksstämme und Völkergruppen; hier sind nur die Schriftquellen maßgebend. Denn die wenigen Bodenfunde, die eine Inschrift mit einem Volksnamen enthalten, sind, weil die Inschrift sprachlich gelesen und gedeutet werden muß, gleichzeitig Schriftquellen und für die Volksnamen nur solche.

In die Betrachtung, welche germanischen Volksnamen in Deutschland weiterleben und welche verschwunden sind, muß man auch die Halbinsel Jütland und das heutige Holland und Belgien einbeziehen; denn Jütland gehörte früher, Holland und Belgien gehören noch heute zum westgermanischen Sprach- und Volksgebiet, und die drei Landschaften zeigen in der Namengeschichte Vorgänge, die als deutliche Beispiele auch für das Gebiet des heutigen Deutschlands wichtig sind. Jütland und das Land Schleswig, sowie Holland und Belgien mit Deutschlands Nordwestecke sind nämlich außer drei Gebieten Ostdeutschlands die einzigen, in denen germanische Volksnamen, die schon die Römer bei ihrer ersten Bekanntschaft mit den Germanen vorfanden, noch heute, selbstver-

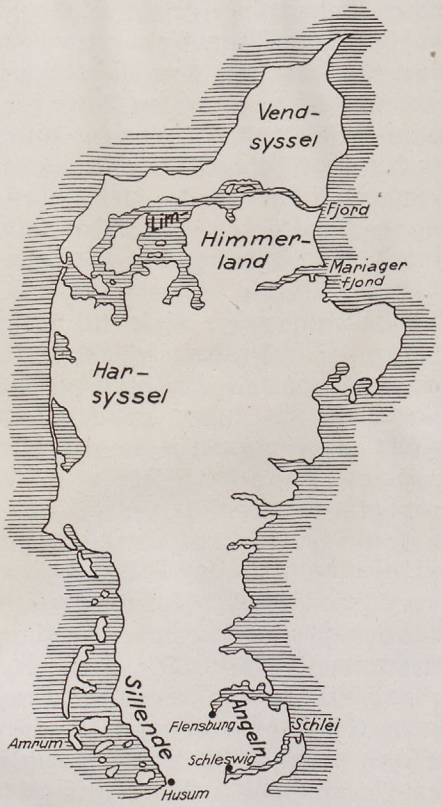


ABB. 1. Die kimbrische (jütische) Halbinsel

ständlich gemäß der Sprachentwicklung lautlich etwas verändert, weiterleben.

Das gilt auch für den Volksnamen, der als erster westgermanischer den Römern bekannt und später berühmt geworden ist, den der Kimbern. Die jütische Landschaft, die sich zwischen dem östlichen Limfjord und dem südlich davon liegenden Mariagerfjord erstreckt, hieß im Mittelalter Himbersyssael und trägt heute den Namen Himmerland. Ein Teil der Kimbern, die am 6. Oktober des Jahres 105 v. u. Ztr. bei Arausio (Orange) an der Rhone in Südfrankreich zwei Römerheere vernichtend schlugen, trat drei Jahre später, von der Hauptmasse der Kimbern getrennt, unter dem Namen Ambronen selbständig auf. Die nordfriesische Insel Amrum hieß im 13. Jahrhundert Ambrum, und dieser Name bedeutet, da die friesische Nachsilbe -um aus dem Worte Heim verkürzt ist, nach allgemeiner Annahme der Forschung Ambronenheim.

Als der Germanenkönig Ariovist gegen die Gallier und dann gegen Cäsar kämpfte, war aus dem inneren Germanien eine Kriegerschar der Haruden zu ihm gezogen. In der Namensform Charuden ist dieser Volksstamm vom Kaiser Augustus in seinem Tatenbericht und 150 Jahre später vom Geographen Claudius Ptolemäus als in Jütland wohnender Nachbar der Kimbern bezeugt. Die Westhälfte des mittleren Jütland hieß im Mittelalter Harthesyssael und wird jetzt landschaftlich Harsyssel genannt (Abb. 1); in dieser Bezeichnung steckt der alte Volksname. Nördlich von der engsten Stelle der jütischen Halbinsel, der Linie zwischen den heutigen Städten Schleswig und Husum, wohnten zur Zeit des Claudius Ptolemäus die Siguler. Der von 871—901 herrschende angelsächsische König Alfred der Große hat in einem erdkundlichen Werk diese Landschaft Sillende genannt (Abb. 1), und im 10. Jahrhundert wurde sie vom Dänenkönig Gorm dem Alten seinem Reich einverleibt. Der Römer Tacitus hat im Jahre 98 in seiner Germania unter den Anwohnern der Ostsee die Angeln erwähnt. Der Landschaftsname Angeln erhielt sich, im Mittelalter oft bezeugt, für den Raum zwischen der Schlei und der Flensburger Förde bis heute.

Es hat noch mehr germanische Volksnamen auf der jütischen Halbinsel gegeben. Aber diese sind schon vor dem Jahre 800 erloschen. Die vier noch heute vorhandenen Namen der Kimbern, Ambronen, Haruden und Angeln liefern wertvolle Beispiele für die verschiedenartigen Schicksale germanischer Volksnamen im Lauf der Geschichte. Der erste Name zeigt das Einschrumpfen seines Geltungsbereichs; das Volksgebiet der Kimbern war viel größer als das heutige kleine Himmerland. Da die Ambronen um 105 v. u. Ztr. ein Teil der Kimbern waren, muß sich deren Volksgebiet nach Süden mindestens bis zur Insel Amrum erstreckt haben. Dazu stimmt, daß Claudius Ptolemäus die ganze Halbinsel nördlich der Landenge von Schleswig-Husum als „Kimbrische Halbinsel" bezeichnet hat. Aber schon 50 Jahre vorher nannte Tacitus die Kimbern „jetzt ein kleines Volk". Sowohl er wie auch Ptolemäus haben südlich vom heutigen Himmerland zahlreiche andere Völker gekannt. Aber Ptolemäus hat die Kimbern noch als nördlichste Einwohner der Halbinsel bezeichnet; also gehörte Jütlands Nordspitze zwischen dem Limfjord und Kap Skagen, die im Mittelalter Vandilssyssael hieß und heute Vendsyssel genannt wird, um 150 noch zum Kimbernland. Schon die Haruden traten zu den Zeiten von Ariovist und vom Kaiser Augustus als selbständiger Volksstamm, nicht mehr als Teil der Kimbern auf. Etwa gleichzeitig haben sich die Einwohner Schleswigs und Südjütlands, später auch die des Vendsyssel im Norden unter eigenen Namen vom Kimbernvolk abgelöst.

Muß man daraus schließen, daß in all diesen Landschaften die Kimbern vernichtet und nach dem Himmerland abgedrängt worden sind, während Neueinwanderer die Länder besiedelten? Diese für die Beurteilung der Siedlungsfunde sehr wichtige Frage ist mit Nein zu beantworten. Namenwechsel kann Volkswechsel gewesen sein, muß es aber nicht. Daß der Geltungsbereich eines Volksnamens auch ohne Vernichtung oder Ab-

wanderung von Volksteilen einschrumpfen kann, sei an zwei klar bezeugten Namenschicksalen aus dem Mittelalter gezeigt. Infolge der Reichsteilung von Verdun im Jahre 843 entstand für die Untertanen der Karolinger Lothar I. und Lothar II. der Name Lotharinger und für ihr Land, zum Teil auch als Übersetzung der lateinischen Bezeichnung Lotharii regnum, der Landesname Lotharingen, später Lothringen. Zunächst erstreckte sich dieses vom Wasgenwald bis an die Nordsee. Aber das 911 entstandene und 959 in Ober- und Niederlothringen geteilte Herzogtum Lothringen umfaßte die Lande nördlich der Rheinmündungen nicht mehr; im 11. Jahrhundert löste sich das Herzogtum Niederlothringen in viele kleinere Fürstengebiete auf; das übrigbleibende Oberlothringen, das nun einfach „Herzogtum Lothringen" genannt wurde, schrumpfte allmählich durch viele Landverluste zu dem Umfang der heutigen Landschaft Lothringen ein. Alles dies geschah ohne Vertreibungen oder Wanderungen der Einwohner nur durch staatliche Änderungen.

Das merowingische Herzogtum Thüringen hatte im Jahre 641 als Westgrenze den Bokoniawald (Vogelsberg, obere Fulda und Rhön) und grenzte um 700 im Nordwesten an einen Nebenfluß des Niederrheins, vermutlich die Lippe. Seine Hauptstadt war, wie zwei Urkunden des letzten Thüringerherzogs 704 und 716 bezeugen, die Stadt Würzburg. Aber zwischen 719 und 722 hat der Karolinger Karl Martell das thüringische Herzogtum beseitigt und den Geltungsbereich des Namens Thüringen durch die Schaffung der neuen Verwaltungsbezirke Hessen, Grabfeld (mit der Hauptstadt Würzburg) und des Landes an der Altmühl, in dem später das Bistum Eichstätt gegründet wurde, auf seinen heutigen Umfang eingeengt. Auch hierbei ist nichts von Volkswanderungen überliefert, und Karl Martell hätte gar keinen Grund gehabt, solche zu erzwingen. Der Geltungsbereich des Namens Thüringen ist nur durch staatliche, nicht durch völkische Vorgänge eingeschrumpft.

So darf sich also auch beim Namen der Kimbern der Vorgeschichtsforscher nicht verleiten lassen zu meinen, das Volk der Kimbern sei in den meisten Teilen seines alten Gebiets vernichtet oder verdrängt worden und sein „Rest" habe sich im Himmerland zusammengezogen. Das kann so, muß aber nicht so gewesen sein. An den Bodenfunden muß, da die Schriftquellen über den Vorgang nichts überliefern, festgestellt werden, ob dem Einschrumpfen des Kimbernnamenbereichs ein Kleinerwerden des Volksgebiets zugrunde lag oder nur Namenwechsel infolge Entwicklung einiger Kimberngaue zu selbständigen, vom Stammvolk losgelösten Völkern. Dasselbe gilt für den Namen der Ambronen, denn diese waren im Jahre 102 viel zahlreicher, als die kleine Insel Amrum hätte hervorbringen können.

Ein anderes Namenschicksal zeigt der Name der Haruden. Claudius Ptolemäus beendet seine Aufzählung der Einwohner der kimbrischen Halbinsel mit den Worten: „als westlichere die Funduser (in einigen Handschriften Frunduser geschrieben), als östlichere die Charuden und nördlicher als alle die Kimbern". Die heutige Landschaft Harsyssel liegt jedoch im Westen, nicht im Osten Mitteljütlands! Den Widerspruch zu erklären, gibt es drei Möglichkeiten. Erstens könnten sich Claudius Ptolemäus oder sein Gewährsmann geirrt und die Zuteilung der Wörter „westlichere" und „östlichere" zu den Volksnamen F(r)unduser und Charuden versehentlich vertauscht haben. Aber keine andere alte Schriftquelle setzt uns in den Stand, diesen etwaigen Irrtum nachzuweisen. Wir müssen deshalb die Worte des Claudius Ptolemäus so nehmen, wie sie überliefert sind. Die zweite Möglichkeit ist, daß die Haruden zwischen 150 und 800, etwa aus Anlaß der Auswanderung vieler Jüten und Angeln nach England, aus der Osthälfte Mitteljütlands in die Westhälfte gezogen sind. Den Beweis dafür könnten nur Bodenfunde erbringen. Drittens besteht die Möglichkeit, daß sich die F(r)unduser irgendwann mit den Haruden zu einem gemeinsamen Volk verschmolzen haben und sich für dieses der ältere und vermutlich bekanntere Name Haruden durchsetzte. Später wäre dann der Ostteil des Volksgebiets, das alte Harudenstammland, durch irgendeine Verwaltungsanordnung eines Jüten- oder Dänenherrschers unter neuem Landschaftsnamen abgetrennt worden, so daß der Name „Harudenland" nur noch an falscher Stelle, im ehemaligen F(r)unduserland, erhalten blieb. Manchem Leser wird diese Möglichkeit zunächst als unwahrscheinlich und am grünen Tisch ausgeklügelt erscheinen. Aber derartige Namenwanderungen durch abwechselnde Ausdehnung und Einschrumpfung des Geltungsbereichs sind mehrfach unbezweifelbar bezeugt.

Das bekannteste Beispiel ist das Schicksal des Volksnamens Sachsen während des Mittelalters und der Neuzeit. Bis 1180 hatte das Herzogtum Sachsen ungefähr denselben weiten Umfang wie das Volksgebiet der Sachsen zur Zeit ihrer Unterwerfung durch Kaiser Karl; nur waren die vorübergehend slawisch gewesenen Gebiete um Lauenburg und Wittenberg hinzugekommen (Abb. 2). Gerade auf diese zwei Landstücke wurde 1180 beim Sturz Heinrichs des Löwen der Name „Herzogtum Sachsen" beschränkt. Das Herzogtum Sachsen-Lauenburg erlangte keine größere Bedeutung und erlosch 1689. Dagegen wurde das Herzogtum Sachsen-Wittenberg Kurfürstentum. 1423 fielen dieses Land und die Kurfürstenwürde an die

Markgrafen von Meißen, und diese nannten sich, weil der Kurfürstenrang höher war als der Markgrafenrang, Kurfürsten von Sachsen. 1815 wurde das ehemalige Kurfürstentum um Wittenberg von dem inzwischen Königreich gewordenen Lande Sachsen abgetrennt. Infolge der zweimaligen Landerweiterung und zweimaligen Abtrennung des Stammlandes haftet seitdem der Name Sachsen an dem nördlich vom Erzgebirge liegenden Land. Ganz falsch wäre der Schluß, die Wanderung des Namens Sachsen beweise eine Wanderung des Volkes der Sachsen aus der Umgegend von Bremen und Hamburg in die Lande um Leipzig und Dresden; dies hat auch noch niemand behauptet. Der Name Sachsen ist ohne Volkswanderung von der Nordseeküste ans Erzgebirge gewandert in einer Weise, die man sich gut durch das Bild eines Regenwurms veranschaulichen kann, der sich durch abwechselnde Verlängerung und Verkürzung vorwärts bewegt.

Ein zweites Beispiel für derartige Namenwanderung ist der Name Franken. Dieser entstand im 3. Jahrhundert als Sammelbezeichnung für alle zwischen dem Taunus und der Nordsee wohnenden rechtsrheinischen Germanenstämme; die Hauptstadt des heutigen Gaues Franken ist dagegen Nürnberg. Als der Merowinger König Chlodowech um 509 alle Franken unter seiner Herrschaft vereinigte, erweiterte sich der Geltungsbereich des Namens auf das gesamte große Reich der Merowinger und später der Karolinger, gleichzeitig aber erlosch er bei den den Merowingern nicht untertänigen Friesen, die im 3. und 4. Jahrhundert auch zu den Franken gerechnet wurden. Nach 843 verschwand der Volksname Franken, als der Name Lothringen aufkam, in der Mitte seines Geltungsbereichs und erhielt sich nur im Westen, dem heutigen Frankreich, und im Osten, dem Herzogtum Ostfranken, bald nur noch „Herzogtum Franken" genannt. Das Westland umfaßte vom Ursprungsgebiet des Namens Franken überhaupt nichts, das deutsche Herzogtum nur das kleine Landstück an der unteren Lahn. Als das Herzogtum Franken im 13. Jahrhundert mit dem Erlöschen der Staufer sein Ende fand, verschwand der Volksname westlich vom Spessart ganz und erhielt sich nur östlich davon in einem ursprünglich gar nicht fränkischen Gebiet. Über den „Fränkischen Kreis" Kaiser Maximilians I. und die nach 1815 von den Bayernkönigen errichteten Bezirke Ober-, Mittel- und Unterfranken hat sich der Stammesname Franken am Main bis heute erhalten.

Die „regenwurmartige" Wanderung mancher Namen ohne Volkswanderung kann also nicht bezweifelt werden. Auch für den Harudennamen im Westen statt Osten Mitteljütlands ist sie durchaus denkbar. Welche von den drei Möglichkeiten dieser Namenwanderung zugrunde lag, können nur Bodenfunde durch den Nachweis einer Siedlungsstetigkeit oder eines Siedlungsbruches entscheiden.

ABB. 2. Wanderung des Volksnamens Sachsen

Ein Schicksal dritter Art offenbart sich im Volksnamen der Angeln. Dieses Volk ist größtenteils nach England ausgewandert; um 720 hat der angelsächsische Geschichtsschreiber Beda vermerkt, das Stammland der Angeln sei menschenleer. Trotzdem hat sich dort der Name Angeln erhalten; er muß also im Munde der Nachbarn weiter verwendet und von den späteren Neueinwanderern als Volksname angenommen worden sein. Auch für diese, zunächst überraschende Folgerung gibt es sichere Beispiele. Das bekannteste ist der von den Römern überlieferte germanische Name Bojoheim für das Land, das die keltischen Bojer kurz vor dem Jahre 60 v. u. Ztr. verließen und nach fünfzigjähriger Leere die Markomannen unter ihrem Könige Marobod besetzten. Der Name hatte sich im Munde der germanischen Nachbarn erhalten. Dasselbe geschah noch einmal, als 568 die Langobarden mit ihren Untertanen nach Italien wanderten und ihr weites Land den Awaren überließen, die es dann mit untertänigen Slawen besiedelten. Auch damals behielten die germanischen Nachbarn den alten Landesnamen bei, und im Laufe der Zeit bekam er die Form Böhmen, während die Tschechen diesen Namen nicht verwenden. So erklärt sich auch das Weiterleben des Namens Angeln im Lande Schleswig trotz der zeitweiligen, von Beda bezeugten Menschenleere.

Der Name Angeln bestand noch in einem zweiten Raum. Claudius Ptolemäus hat die Angeln nicht

wie Tacitus als Anwohner der Ostsee, sondern in Mitteldeutschland als Teil der Sweben westlich der Mittelelbe angegeben. Dazu paßt, daß Kaiser Karl 802 oder 803 ein erlassenes Gesetzbuch das „der Thüringer, das ist der Angeln und der Warnen", genannt hat und daß zwischen Weimar und Sondershausen im Mittelalter oft der Gau Engilin bezeugt ist. Ein Teil der Angeln war also zwischen 100 und 150 aus dem Schleswiger Land in die Magdeburger Börde gewandert. Er brachte die Ortsnamen auf -leben (d. h. Erbgut) mit, die es nur hier und in der Form -lev oder -leff in Schleswig und Dänemark gibt. Diese Namenwanderung beruht also, durch die Ortsnamenbildung nachgewiesen, auf einer Volkswanderung.

Die Kimbern und die Haruden bildeten im Mittelalter einen Teil der Jüten, die Einwohner der Insel Amrum einen Teil der Nordfriesen; die Einwohner der Landschaften Sillende und Angeln waren den Dänenkönigen untertan. Das Weiterleben der alten Volksnamen zeigt, daß die Entstehung der Jüten und der Nordfriesen, über die leider gar nichts schriftlich überliefert ist, keine Vernichtung der alten Kleinvölker, sondern ein freiwilliger Zusammenschluß mit ihren Nachbarn oder die Unterwerfung unter eine mächtige Königssippe war; die alten Kleinvölker bildeten Gaue der neuen Großvölker.

Dies zeigt sich viel deutlicher in dem zweiten Gebiet, in dem viele alte Volksnamen bis heute leben: dem heutigen Holland, Belgien und Nordwestdeutschland. Die Friesen sind zuerst im Jahre 12 v. u. Ztr. bezeugt, als der römische Feldherr Drusus mit ihnen einen „Freundschaftsvertrag" schloß. Sie lebten damals an der Nordseeküste zwischen dem Vlieströmund der Ems. Westfriesland (das heutige Holland und Seeland), Ostfriesland und die nordfriesischen Inseln sind erst später friesisch geworden. Eine von römischen Soldaten im 3. Jahrhundert gesetzte Weihinschrift zeigt, daß sich die Einwohner von Tuihanti als Friesen bezeichneten. Dem Namen Tuihanti, zwei Gaue, entspricht lautlich genau der heutige Name Twenthe, den der Südostteil der niederländischen Provinz Overijssel trägt. Der entsprechende Name Drenthe, drei Gaue, ist zwar erst im 8. Jahrhundert in der Form Thrianta zum erstenmal bezeugt, hat aber vermutlich auch schon früher bestanden. Schon im 3. Jahrhundert ist also durch den Namen Tuihanti die Teilung des Friesenvolkes in Gaue bezeugt.

Im Jahre 4 u. Ztr. gliederte der römische Feldherr Tiberius das Germanenvolk der Kanninefaten, das in der heutigen niederländischen Provinz Holland lebte, dem Römerreich ein. Ihr Land ist vom 8. Jahrhundert ab als Gau Kinnehem, deutsch Chinheim, des damaligen Westfriesland bezeugt; heute heißt die Landschaft Kennemerland (Abb. 3). Kinne- ist die friesische, Kenne- die fränkische Form des alten Namensteils Kannine.

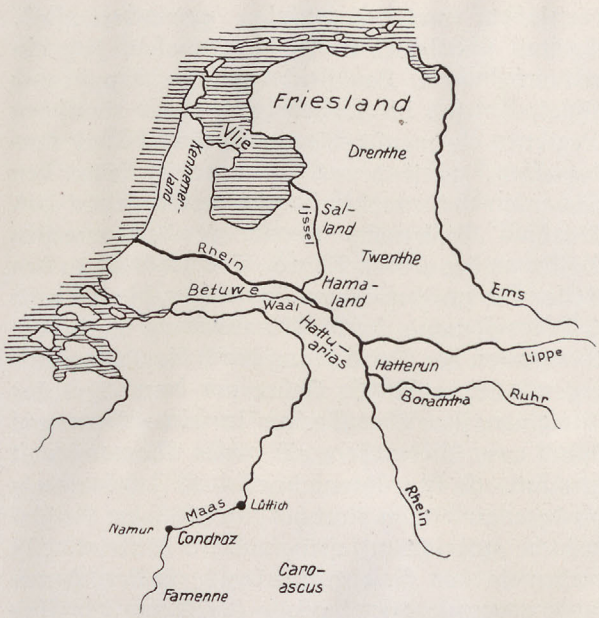


ABB. 3. Namen alten Ursprungs an Ems, Rhein und Maas

Zwischen dem Rheinmündungsarm, den die Holländer Niederrhein, Krummen Rhein und Alten Rhein nennen, und der Waal lebten, von Cäsar zuerst erwähnt, die germanischen Batawer. Ihr Land hieß im Mittelalter Batawa oder Batua, seit 1015 auch Betua, und wird heute Betuwe genannt. Der Römer Plinius hat um 72 in seiner Naturgeschichte die Bewohner des Landes westlich der unteren Schelde Texuandrer genannt. 350 wanderten nach Texandrien die salischen Franken ein und erhielten es, wie Ammianus Marcellinus bezeugt, 358 vom römischen Kaiser Julian als „verbündetes Volk" zum Wohnsitz bestätigt. Im Mittelalter ist mehrmals der Gauname Texandrien bezeugt, wobei die erste Silbe zuweilen irrig Tax- oder Tox- geschrieben ist. Cäsar hat 57 v. u. Ztr. geschrieben, daß die Eburer, Segnen, Kairoser, Kondruser und Paimaner sich gemeinsam Germanen nannten. Die beiden ersten Namen sind bald erloschen, aber die drei anderen lebten in den mittelalterlichen Gauen Caroascus in der Eifel, Condrustis und Falmanticus weiter, die beiden letzten bestehen als die Namen der Landschaften Condroz auf der Südseite der Maas zwischen Lüttich und Namur und Famenne südlich von Condroz noch heute. Paimaner ist die vom keltischen Dolmetsch gebrauchte Form für Faimaner; das l im Namen Falmanticus ist mittelalterlicher Schreibfehler.

Der neben Twenthe liegende Südwestteil der niederländischen Provinz Overijssel heißt Salland. Der Name zeigt, daß aus diesem Landstück 350 die salischen Franken, von den Sachsen

vertrieben, nach Texandrien gewandert sind. Tacitus überliefert in seinen Annalen, daß ein rechtsrheinischer Landstrich zwischen Lippe und Issel, den sich im 1. Jahrhundert die römischen Legionen als menschenleeres Viehweideland vorbehielten, zuerst den Chamawern, dann den Tubanten und nachher den Usipetern gehört hat. Claudius Ptolemäus nennt die beiden ersten Völker an der oberen Werra. Sie gehörten zu den Teilen des großen Sugambernvolkes, die sich nach Strabos Zeugnis durch Abwanderung ins innere Germanien der Vernichtung durch die Römer entzogen. Schon fünfzig Jahre vor dem Werk des Ptolemäus hat aber Tacitus in seiner Germania östlich vom Niederrhein ein neues Chamawervolk genannt. Es ist während des 3.—5. Jahrhunderts oft bezeugt. Kaiser Karl hat um 800 seine Rechtsbräuche aufzeichnen lassen, und im Mittelalter ist mehrmals der Gau Hamaland, später Hameland, genannt. Hier hat also der Name der Chamawer ebenso wie die Namen Angeln und Bojoheim an einem zeitweise menschenleeren Landstrich gehaftet und ist vor 98 von neuen Einwanderern als Volksname angenommen worden. Der Gau Hamaland war im Mittelalter zwischen Franken und Sachsen geteilt; selbst diese Zerreißung hat der Name überdauert.

Nach den Kanninefaten unterwarf Tiberius im Jahre 4 u. Ztr. auch die hierbei zuerst genannten Chattwaren. Nach langer Pause werden sie vom 4.—6. Jahrhundert oft genannt. Im Mittelalter bestanden ein Gau mit der deutschen Namenform Hatterun, später Hetterun, rechts vom Rhein an der unteren Ruhr und ein Gau mit der romanischen Namenform Hattuarias links vom Rhein an der Niers. Der erste war das Stammland der Chattwaren, der zweite das 455 den Römern abgewonnene Neuland.

Auch der Name der rechtsrheinischen Brukterer hat sich bis ins Mittelalter erhalten; hier waren aber die Vorgänge verwickelter. Als Drusus nach Germanien eindrang, besiegte er die Brukterer in einer Schiffsschlacht auf der Ems. Seit dem Abzug des Germanicus lebte das Volk aber rechts vom Rhein an der Lippe, der Geltungsbereich des Brukterernamens hatte sich also verkleinert. Kurz vor 98 vernichteten die Chamawer und die Angriwaren die Brukterer bis auf einen kleinen Rest; später jedoch dehnte sich ihr Name durch Einbeziehung der Südnachbarn, zuerst der Tenkterer, dann der Usipeter und endlich der nördlichsten Alamannen, bis zur Neckarmündung aus. Damals bildeten die Brukterer schon ein Teilvolk der Franken. Ihr Name ist also „regenwurmartig" von der Ems bis zum Neckar gewandert. In ihrem Land an der Ruhr lebten um 692 die „Boruktwaren", die nach Bedas Zeugnis von den Sachsen unterworfen wurden. Vom 8.—11. Jahrhundert ist dort ein Gau mit den Namenformen Borthari, Borachtra oder Boratre bezeugt. Der Name der Brukterer hatte schon zur Zeit des Claudius Ptolemäus die Form Burakterer angenommen, vor einem a der Folgesilbe wurde später kurzes u zu o. Aber das a in der Namenform Borthari (verschrieben für Borhtari) läßt sich nicht aus der alten Volksnamen erklären, sondern nur aus dem von Beda bezeugten Namenform Boraktwaren, der den auch in den Namen Chattwaren, Bajowaren und anderen vorhandenen Namensteil -waren enthält. Ebenso wie die Chattwaren und Bajowaren nicht die Nachkommen der alten Chatten und Bojer, sondern die Bewohner der von diesen verlassenen Länder waren, so muß man auch die Boraktwaren des Mittelalters für Neubesiedler des alten Bruktererlandes halten. Wann der dortige Volkswechsel stattfand, ist nirgends überliefert und muß aus Bodenfunden erschlossen werden.

Im Gebiet des späteren Frankenvolkes haben sich also zwölf alte Volksnamen (Friesen, Tuihanti, Kanninefaten, Batawer, Texuandrer, Kairoser, Kondruser, Paimaner, Salier, Chamawer, Chattwaren und Brukterer) bis ins Mittelalter erhalten. Der Name Franken hat also nicht die alten Volksnamen ersetzt, sondern war eine Sammelbezeichnung, die an die Stelle des Sammelnamens Germanen trat. Denn dieser bezeichnete seit der Errichtung der römischen Provinzen Nieder- und Obergermanien nach römischem Sprachgebrauch die Einwohner dieser Provinzen und paßte nicht mehr auf die freien rechtsrheinischen Volksstämme.

Außerhalb des Frankenlandes haben sich noch im Lande der Sachsen alte Volksnamen erhalten, aber nur im später sächsisch gewordenen Südteil. Die im Jahre 16 zuerst bezeugten Angriwaren treten im 8. Jahrhundert unter dem Namen Angaren als Teilvolk der Sachsen auf. Heute trägt ihr Gebiet den Landschaftsnamen Engern. Im 4. Jahrhundert bildeten die Römer einen Truppenteil aus angeworbenen Falchowaren. Im 8. Jahrhundert hießen diese West- und Ostfalachen, heute lauten die Namen West- und Ostfalen. Der nicht nach Süden abgewanderte Teil der Langobarden ging in den Sachsen auf und hat dem mittelalterlichen Bardengau mit der Hauptstadt Lüneburg den Namen gegeben. Im Thüringervolk sind die mitteldeutschen Angeln und die Warnen aufgegangen, die von Tacitus als Anwohner der Ostsee, im 6. Jahrhundert dagegen mehrfach als Bewohner des nördlich vom Erzgebirge liegenden Landes bezeugt sind. 808 und 809 ist ihr Gebiet als das östlich der Saale gelegene Werinofeld bezeugt.

Im zeitweise slawisch gewesenen Ostdeutschland leben der Name Bojoheim=Böhmen, der Name der

ostgermanischen Silinger in slawischer Umformung im Namen des mittelalterlichen Gaus Slenzi, heute Schlesien, und der Name der ostgermanischen Rugier in denen der Insel Rügen und ihrer slawischen Bewohner, der Rujani, weiter.

Dagegen sind in dem weiten Raum, der sich vom Taunus, vom Harz und vom Böhmerwald nach Süden erstreckt, sämtliche germanischen Volksnamen erloschen. Von den Namen der Cherusker, Chatten, Hermunduren und aller kleineren Völker findet sich schon um 400 keine Spur mehr; daß der Name Chatten in dem der Hessen fortlebt, ist ein im 16. Jahrhundert entstandener, aber gemäß der hochdeutschen Lautverschiebung ganz unmöglicher Irrtum, dasselbe gilt für die Meinung, aus dem Namen Hermun-duren könne der Name Thüringer entstanden sein. Während bei den Jüten und den Franken alte Volksnamen im gesamten Gebiet auftreten, geschieht dies bei den Sachsen und den Thüringern nur in den am spätesten einverleibten Landesteilen und bei den Alamannen nirgends. Die Alamannen und zunächst auch die Sachsen und die Thüringer scheinen sich als neues Einheitsvolk gefühlt zu haben, während der Name Franken nachgewiesenermaßen und der Name Jüten vermutlich zunächst Sammelbezeichnungen ohne staatliche und völkische Einheit waren.

Die Entstehung, die Dauer und das Verschwinden von germanischen Volksnamen hängen also niemals eindeutig mit dem Neubilden, Bestehen und Erlöschen von Volksstämmen zusammen, sondern stets sind mehrfache Ursachen für die Schicksale der Namen denkbar. Aus diesen die richtige herauszufinden, ist, wenn überhaupt, nur möglich, wenn außer den Bodenfunden die gesamte vorhandene schriftliche Überlieferung betrachtet wird. Die Vorgeschichtsforscher, denen gemäß ihres Ausbildungsgangs und ihrer Tätigkeit die sprachliche und geschichtliche Deutung von Namen und Schriftquellen ferner liegt, mögen sich zum Besten der Wissenschaft nicht allein an Schlußfolgerungen aus Volksnamen heranwagen, denn schon oft sind dadurch, sogar bei bedeutenden Forschern, ohne eigene Schuld Irrtümer entstanden.

J. O. Raths

Ein uraltes Sinnbild über dem Eingangstore des Niedersachsenhauses

Gibt es denn überhaupt noch unerforschte Teile des Niedersachsenhauses? So wurde ich mißtrauisch gefragt, als ich einen Heimatfreund hinwies auf ein bisher nirgendwo im Schrifttum erwähntes Holzstück am Scheitel des Einfahrtstores eines niedersächsischen Bauernhauses, ein fast unscheinbares, einfach geschnitztes Holzstück, für das es heute nicht einmal mehr eine volkstümliche oder handwerkliche Bezeichnung zu geben scheint. Nur gebietsweise (z. B. im Reg.-Bez. Stade) soll dieser Holzklotz „Hundekopf" genannt werden.

Es handelt sich um den Halteklotz, der in den Querholm der „Grote Dör" eingeschnitzt oder durch Holznägel oder sonstwie unter dem Holm angebracht ist. Dieser Klotz hat das senkrechte Mittelholz des großen 2flügeligen Tores, den „Düssel", zu halten und zwar überall an den Fachwerk-Bauernhäusern, bei denen das Tor im Balkenwerk angebracht ist. Bei steinernen Toreinfassungen findet der Düssel im Steinwerk Halt, ein besonderer Halteklotz ist daher dort entbehrlich.

Das Eingangstor (s. Abb. 1) besteht in der Regel aus zwei Flügeln, die geteilt sein können in Ober- und Unterteil und oftmals kleine Seitentüren oder Fenster der verschiedenartigsten Form und sonstige Gliederungen aufweisen.

Die Torflügel schlagen zur Mitte hin zusammen und werden dort an einem dünnen wegnehmbaren Balken, dem „Düssel" verriegelt. Dieser findet unten an der Schwelle (der „Süll") in einer Vertiefung Halt und oben am Scheitel des Tores in der Aussparung des erwähnten Halteklotzes.

Im Oldenburgischen und auch anderwärts besitzt oftmals der Giebel des Niedersachsenhauses nicht die geringste Verzierung. Nur dieses kleine, schwer zu schnitzende Stück Eichenholz ist in einer Weise profiliert oder in geschwungenen Linien ausgeschnitten oder eingesägt, die mit Zweckmäßigkeit nichts zu tun hat, im Gegenteil die Festigkeit des Halteklotzes beeinträchtigt. Neben den Aussägungen kommt auch eine einfachere, mehr konsolenartige oder kapitellmäßige Bearbeitung vor, seltener aber ist der Klotz ein unbearbeitetes einfaches Vierkantholz, wie es eigentlich zum Stil der völlig nüchternen und schmucklos gehaltenen Giebelwand passen würde. Es entspricht der friesisch-niederdeutschen Festigkeit und Ruhe, daß fast auf jedes Beiwerk am alten Niedersachsenhause verzichtet wird. Die wundervolle

architektonische Geschlossenheit unter dem dicken schützenden Reitdach, die Klarheit, die kraftvolle Bauaufteilung, die allen wirtschaftlichen Anforderungen gerecht wird, genügte dem kleinen und meist auch dem großen Bauern vollends.

Die geschwungenen und durchbrochenen Linien des Halteklotzes müßten in vielen Fällen geradezu als Künstelei gelten, wenn sie nicht durch ihre Linienführung etwas Besonderes zu bedeuten hätten. Die geschweiften Aussägungen lassen meistens klar die Form eines gehörnten Schädels erkennen; in fast allen Fällen sind die Hörner dargestellt oder angedeutet. Die Abb. 1 bis 9 geben eine Reihe von Beispielen wieder, aus denen erkennbar ist, daß überall die Form der Hörner angestrebt wurde, und wenn es bloß — wie in Abb. 2 — geschah durch einfache Lochbohrung an den zwei obersten Ecken des Halteklotzes.

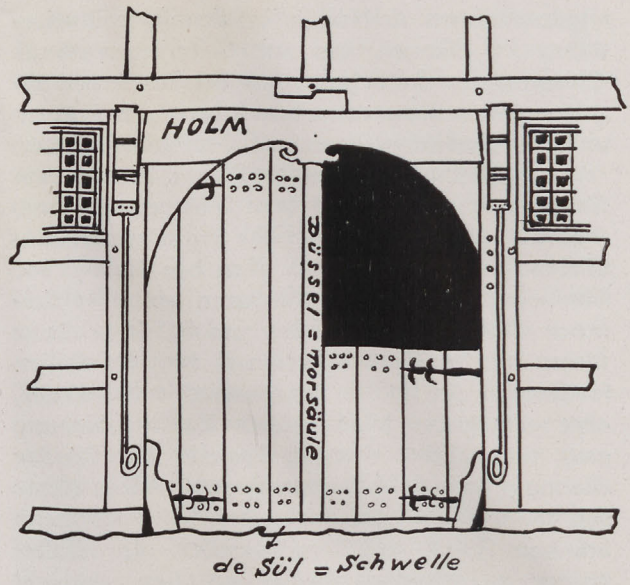
Wir haben es mit dem Abbild eines gehörnten Schädels zu tun, der in der Frühzeit des Niedersachsenhauses wahrscheinlich allgemein in natürlicher Form über dem Haupttor hing. Noch heute pflegt in ähnlicher Weise ein Hirschgeweih die Außentür der Förstereien zu krönen.

Welch jahrtausendelanger Entwicklungsgang mag es gewesen sein, der die Gepflogenheit lenkte vom leibhaftigen gehörnten Schädel zu dem Schädelbild aus Holz bis zu den auf uns überkommenen Überbleibseln und dürftigen, heute unverstandenen Andeutungen! Fraglos werden bei den Abwandlungen religiöse Einflüsse eine Rolle gespielt haben.

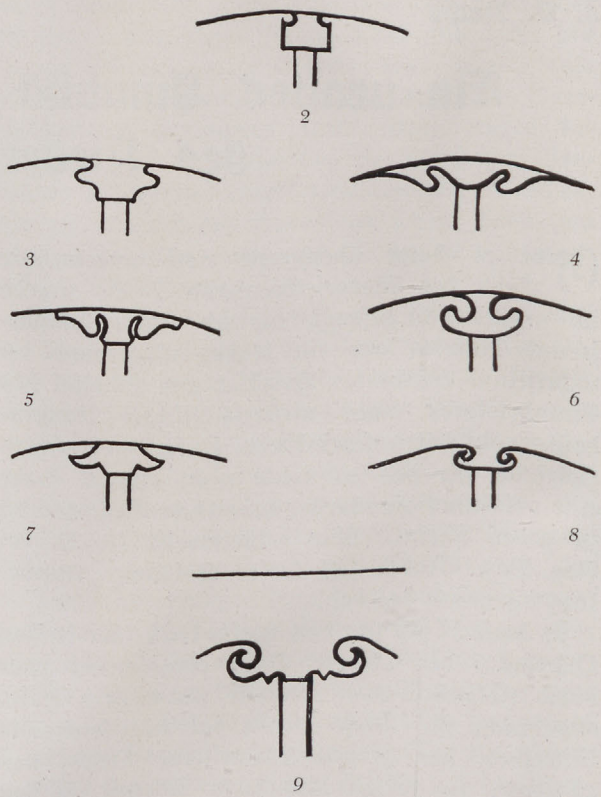
Es war eine leicht durchzuführende Sitte, über dem Tor einen Tierschädel anzuschlagen. Man wird einen religiös bedingten Brauch anzunehmen haben, der seinen Grund in der Gesamteinstellung des Germanen zum Tier findet. Der Brauch ist durch den geschnitzten Halteklotz noch heute im ganzen niedersächsischen Kulturbereich lückenlos feststellbar und übertrifft an Einfachheit die Einrichtung die gekreuzten Pferdeköpfe am Dachfirst des Niedersachsenhauses. Diese sind nicht allgemein verbreitet, sondern kommen nur stellenweise vor, z. B. kennt man sie im Oldenburger Land nur in seinem äußersten Südzipfel. Die Verbreitung des schädelähnlichen Torhalteklotzes ist dagegen weitaus größer und ursprünglicher, daher dürfte ihm auch eine ganz besondere Bedeutung zukommen.

Der Halteklotz als stilisierter gehörnter Schädel ist zumal an den ältesten unveränderten Toren anzutreffen; die ländlichen Zimmerleute beachten ihn bis um 1850. — Freilich nur aus alter Gepflogenheit, nicht etwa, weil sie den tieferen Sinn noch gekannt hätten.

Wenn ein Torholm erneuert wurde, dann fiel der Halteklotz vielfach einer Erhöhung der Einfahrt zuliebe weg. Insbesondere wurde er für



DIE „GROTE DÖR", Einfahrtstor eines Bauernhauses in Freschenmoor bei Strückhausen i. O. um 1740. Die Hörner sind deutlich in den Holm geschnitzt



2. Ecke Lange- und Haasestraße, erbaut 1738. 3. Hammelwarden-Sandfeld bei Brake i. O. 4. Goldenstedt bei Vechta i. O. 1835. 5. Oberhammelwarden bei Elsfleth i. O. 6. Hammelwarden-Sandfeld bei Brake i. O. 7. Stadtgebiet Hannover. Hainholz Hüttenstr. 28. 8. Oberhammelwarden bei Brake i. O. Die wie Widderhörner stark gedrehten Hörner beweisen am überzeugendsten die Richtigkeit der Annahme des gehörnten Schädels. 9. Neuenhuntorf bei Berne i. O.

die Oberlichter geopfert, die mit der Entwicklung der Glasinduſtrie nach 1800 beſonders in der oldenburgiſchen Moormarſch, aber auch in der eigentlichen Weſermarſch in Aufnahme kamen und dort eine beachtliche handwerkliche Ausgeſtaltung erfuhren. Die Oberlichter erſetzen den oberſten bogenförmigen Teil der Torflügel. Von ihrem meiſt ſtrahlenförmigen Sproſſenwerk iſt die mittlere Sproſſe — ſchon aus Gründen der Feſtigkeit — kräftiger und mit ſtiliſierten Ranken und Blättern ausgeführt, ſie enthält vielfach Anklänge an den Lebensbaum. Es ſcheint faſt, als ob die Mittelſproſſe damit eine altgebräuchliche Aufgabe übernommen hätte, die zuvor dem nun verſchwundenen gehörnten Schädel und dem ebenfalls entbehrlich gewordenen Düſſel zukam, der oftmals mit Symbolen, mit Drachen und anderen Sinnbildern oder runenartigen Zeichen geziert war.

Mit der Einführung der Oberlichter verzichtete man übrigens meiſtens auf die Einfahrt voller Erntewagen auf die Diele, weil die Einfahrthöhe durch das meiſt nicht herausnehmbare Oberlicht eingeſchränkt wurde. Zur gleichen Zeit entſtehen aber — ein Zeichen für ergiebigere Ernten und demnach auch für größeren Wohlſtand — neben dem Wohn- und Stallgebäude neue geräumige Scheunen, in welche nunmehr die Erntewagen einfahren können.

Als Orte, in denen der Torhalteklotz in Form des gehörnten Schädels beſonders häufig und geradezu in Reinkultur vorkommt, ſind zu nennen: Wulsdorf, ſüdlich von Bremerhaven und Jork im Altenlande an der Straße Harburg—Stade. In Weſtfalen: Kr. Herford, ferner das mittlere und ſüdliche Oldenburg, insbeſondere auch die Gegend um den Dümmerſee.

Zur ſprachlichen Bedeutung und Herkunft des Wortes „Düſſel“: Im Hannöverſchen heißt das Wort „Druſſel“. In der oldenburgiſchen Form iſt das r nicht mehr enthalten. Das r weißt aber als Metatheſe auf Dörſel hin. Das Plattdeutſche Dör iſt altſächſiſch „duri“. Nach A. Schmeyers-Oldenburg iſt die Abſchleifung von duri-ſûl über durſul zu düſſel möglich. Die Erklärung Dörenſul = Türſäule entſpricht auch der tatſächlichen Aufgabe des Tor-Mittelbalkens. Auch den Mittelſtänder eines zwei flügeligen Waſſerſtauwerkes bezeichnet man mit „Düſſel“. Die Handwerkerſprache benennt noch heute die aufrechtſtehenden tragenden Balken mit dem eigengewachſenen Worte der deutſchen Sprache „Säule“. Auch im Plattdeutſchen wird der aufrecht ſtehende Pfahl als „ſûl“ bezeichnet. Niekerken befaßt ſich in „Das Feld und ſeine Beſtellung“ mit dem Worte „Döſſel“ und kommt — wenn auch nach anderen Ableitungen — ebenfalls auf den Begriff Pfoſten. Auch eine Handſchrift des Kloſters St. Gallen erwähnt um 700 u. Ztr. den Ausdruck „turiſuli“ als Türſäulen, d. i. Türpfoſten. Hier muß ferner hingewieſen werden auf die Arbeit von Erich Jung, „Der geweihte Türpfoſten“ in: „Germaniſche Götter und Helden in chriſtlicher Zeit“, Neuausgabe, München 1939.

In Verbindung mit dem Tormittelpfoſten ſei die kleine Säule erwähnt, die das Giebelbrett (anderswo „Hahnenbrett“) des Daches des niederſächſiſchen Bauernhauſes krönt. Sie wird im Oldenburgiſchen Mäkler genannt, wie der Handwerker auch den hohen Pfahl einer Ramme oder den Anfangspfoſten einer Treppe nennt. In einigen Teilen Nordhannovers wird er als Wendenſtiel, Wendenknüppel oder Wendenpfahl bezeichnet, was in dem hannöverſchen Wendland eine Andeutung der hiſtoriſchen Herkunft geben mag. Nach W. Lindner heißt der kurze, ſich über dem Giebel erhebende Pfoſten „Geibelſpitt“ und kommt auch vor in einer der „Irminſul“ verwandten Art als Freia-Spindel oder Freia-Fackel.

Nach den Unterſuchungsergebniſſen ſind Düſſel, Mäkler und Geibelſpitt reine Handwerkerbezeichnungen und enthalten ſprachlich keinen Hinweis auf die brauchtumsmäßige Bedeutung, die ihnen als Mitte des Haupttores und als Spitze des Daches bis weit ins 19. Jahrhundert hinein beigelegt wurde.

Unſer Zeitalter iſt ein ehernes. Wir können es nur meiſtern, wenn wir uns vorbehaltlos zu ihm bekennen.

Alfred Roſenberg

Alfred Mirtschin

Deutsche Vorgeschichte im Heimatmuseum

Versuch einer neuzeitlichen Museumsdarstellung der Vorgeschichte eines räumlich begrenzten Gebietes

Willst Du, deutscher Volksgenosse, durch den Besuch eines Vorgeschichtsmuseums mit innerer Anteilnahme zurückgeführt werden zu den vieltausendjährigen Quellen unseres deutschen Volksgutes, erzogen werden zur Hochachtung vor den kulturellen Leistungen unseres germanisch-deutschen Altertums und zur Ehrfurcht vor unseren germanischen Vorfahren; willst Du aus der Kenntnis der deutschen Vorzeit die Liebe zum deutschen Volke und seiner geschichtlichen Größe, die Kraft für Deine gegenwärtige Arbeit und die Zuversicht für die Zukunft Deines Volkes schöpfen, so mußt Du ein Museum vorfinden, das dieser hohen Aufgabe entsprechend aufgebaut ist. Du verwirfst die viel angewendete, bequeme Methode, die sich auf das Beschriften der Fundgegenstände und ihre Nebeneinanderreihung in großen Schaukästen beschränkt. Du weißt, das genügt bestenfalls dem Wissenschaftler, bleibt aber auf Dich von geringer Wirkung. Du willst nicht nur wissen, was in Deiner Heimat alles gefunden worden ist und wie alt es ist. Du fragst vielmehr bei der Betrachtung der Funde, wie sie von Deinen Vorfahren hergestellt und wozu und wie sie benutzt worden sind. Du möchtest erfahren, wie Deine Vorfahren einst gelebt, was sie gedacht, geglaubt, gefühlt und geleistet haben. Und darüber hinaus erwartest Du von dem Museum als Erziehungsstätte, daß es alles Seelische und Geistige einfügt in den Rahmen unserer nationalsozialistischen Weltanschauung.

Jeder Museumsfachmann weiß, daß der Weg des Wissenschaftlers zur inneren Besitzergreifung der vorgeschichtlichen Werte nicht der Deine ist. Für Dich ist ein Fundstück nicht Ausgangspunkt, sondern Endpunkt. Aus dieser Erkenntnis heraus haben sich die neueren Museumsaufstellungen bemüht, die Funde durch allerlei museales Beiwerk zu verlebendigen und volksnah darzustellen. Auch mich als den Leiter der Vorgeschichtsabteilung des Riesaer Heimatmuseums haben diese Bestrebungen jahrelang beschäftigt. Den letzten Versuch unternahm ich im vergangenen Halbjahr. Wie er mir mit geringen Mitteln und alleiniger Arbeitsleistung gelungen ist, sei im folgenden geschildert:

Der Raum der Vorgeschichtsabteilung ist ein rechteckiger ehemaliger Militärschlafsaal. Seine Decke wird in der Mitte von 6 eisernen Säulen getragen. 14 Fenster geben ihm auf drei Seiten reichlich Licht, das in seiner Wirkung noch durch den hellfarbigen Anstrich der Decke und Wände gesteigert wird. Durch die Tür in der vierten Wand betritt man ihn.

Der Blick wird sofort von dem großen Modell des hermundurischen Gehöftes von Riesa gefesselt, das symbolhaft in der Mitte des Saales steht. Bewunderung verdient die beachtliche Holzbaukunst unserer germanischen Vorfahren, die ein anspruchsvolles Wohnbedürfnis und damit hohen Kulturstand bezeugt. Das Haus von Riesa widerlegt die Greuelmärchen von dem Barbarentum und dem Nomadentum seiner Erbauer. Der aufgehängte Ausgrabungsplan mit textlicher Erläuterung klärt über alle Einzelheiten auf.

Ein zweites in der Mitte des Raumes freistehendes Modell lenkt den Blick auf sich. Es zeigt das unweit Riesa ausgegrabene Hügelgrab in seinem Aufbau. Es ist zwar nicht germanischer Herkunft, aber von dem arischen Brudervolk der Nordillyrer, die den größten Teil aller in Sachsen gefundenen Altertümer hinterlassen haben. Man wird sich bei der Betrachtung bewußt, daß Heldenverehrung und Führertum, Gefolgschaftstreue und Gemeinschaftsgeist arische Tugenden schon in der Vorzeit waren und beispielhaft bis heute wirken.

Sind wir nun eingestimmt auf die Hochkultur und die seelische Haltung unserer Vorfahren, dann schauen wir uns im Saale um. In 10 Stuben kann man blicken. Durch dreiviertelhohe Stellwände sind sie voneinander getrennt. Ihren Inhalt geben die Überschriften an der Wand an. Man liest: „Altsteinzeit, Mittelsteinzeit, Südöstliche Jungsteinzeit, Glockenbecherleute, Nordische Jungsteinzeit, Nordillyrer, Germanisch-illyrische Mischkultur, Sweben, Hermunduren, Burgunder, Thüringer, Slawen, Deutsche.“ Schon dabei muß das Fehlen wissenschaftlicher Fachausdrücke auffallen. Die Überschriften und alle Texte sind bewußt volkstümlich ausgedrückt, um der breiten Masse zu dienen.

Jede Stube umfaßt eine Kulturperiode, oder eine Volkheit, oder eine Stammeseinheit. Bewußt sind Größe und Zahl der Stuben dem Wert ihres Inhalts für unsere germanisch-deutsche, nationalsozialistische Weltanschauung angepaßt. Die Darstellung des Nordisch-Germanischen nimmt dadurch weit über die Hälfte des Gesamtraumes ein.

In der Stube Altsteinzeit erblickt man die wenigen in Riesas Umgebung gefundenen Feuer-

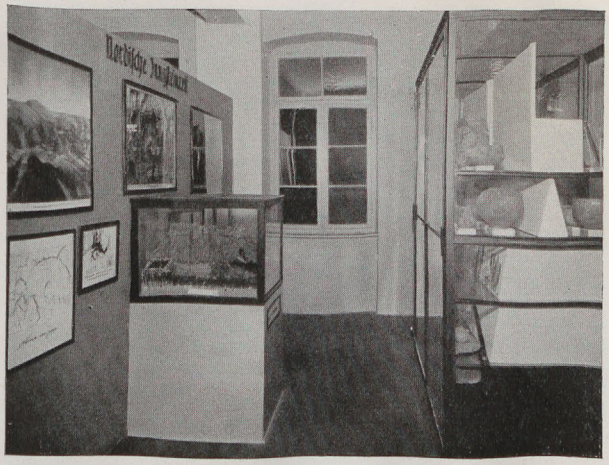


ABB. 1. RAUM JUNGSTEINZEIT

steingeräte neben Knochen vom eiszeitlichen Bison und Nashorn. 3 Mammutzähne erwecken besonderes Interesse. Alle Funde werden durch Bilder und Texte verlebendigt.

Die Stube Mittelsteinzeit bringt die durch Feldbegehung auf den rechtselbischen Sanddünen gesammelten Feuersteingeräte zur Schau. Im 1. Viertel des großen, vierfach untergeteilten Glastisches liegt die ungeheure Masse der auf einem einzigen Feld aufgelesenen Feuersteine. Aus ihrer Zahl ist je ein Gerätetyp im 2. Viertel erläutert und teils geschäftet. Im 3. Viertel wird der Besucher in die Feuersteintechnik eingeweiht und im 4. Viertel lernt er auch Geräte der Mittelsteinzeit aus Felsgestein und Horn kennen. Auch in dieser Stube ergibt sich aus Texten, Plänen, Zeichnungen, Karten und Bildern das über jene Menschen Wissenswerte.

Die jungsteinzeitliche Stube bringt Dir Aufklärung über die Bandkeramiker, Glockenbecherleute und Nordleute. Hat man sich an der Hand der Texte und Karten an der kleinen Stellwand über jene Jungsteinzeit und die Verbreitung ihrer

ABB. 2. RAUM NORDILLYRER

Kulturen im allgemeinen unterrichtet, so führen die Funde, Modelle, Zeichnungen und Pläne in den Unterschied zwischen nordischer und nichtnordischer Kultur und ihrer Träger ein. Man erkennt den Abstand von Rechteckhaus und Rundhaus, von Rundbeilen und kantigen Steinbeilen der Schnurkeramiker, von weichem kugeligem und hart gegliedertem Gefäß der Kugelflaschen- und Schnurtöpfer, wie der Großsteingräberleute. Bilder, Pläne und Texte bestärken uns in der Erkenntnis der bewußt gliedernden, organisatorisch begabten, schöpferischen und kriegerischen Nordleute der Jüngeren Steinzeit.

Die erste volkliche Erfassung erkennt der Besucher bei dem Betreten der nächsten großen Stube, die den Nordillyrern gewidmet ist. An dem einen Hockergrab, an dem Ausschnitt von 5 Brandgräbern aus einem der zahllosen Urnenfelder und an einem Steinkistengrab liest man den jeweils

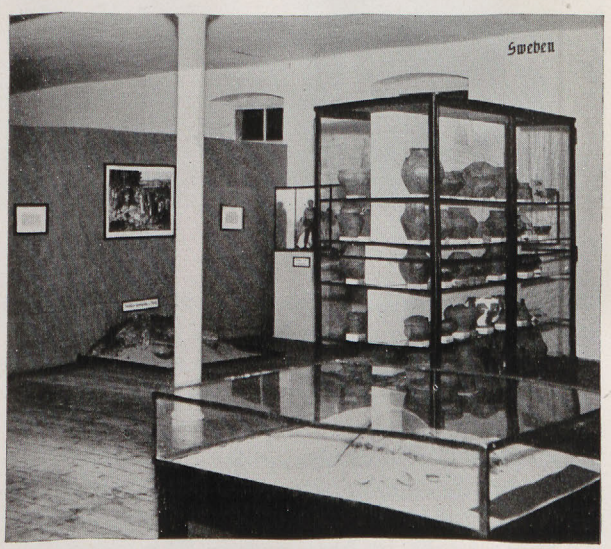


ABB. 3. RAUM SWEBEN

geübten Grabbrauch ab. Die entsprechenden Gefäßtypen aus jener älteren, mittleren und jüngeren nordillyrischen Zeit stehen in dem großen längsgeteilten Glasschrank. Schatzfunde und Grabbeigaben aus Bronze, Stein und Ton bewundert man in dem schmalen Glasschrank daneben (Abb. 2).

Die Stube der germanisch-illyrischen Mischkultur zeigt das Verflachen der illyrischen und das Vordringen der germanischen Kultur. Die Nordillyrer suchen ihren Schutz gegen die Sweben in der Errichtung vieler Burgen.

Eine große Stube umfaßt die Darstellung der ersten germanischen Besiedlung des Riesaer Landes durch die Sweben. Bilder, Karten, Texte und Pläne erläutern den Einzug von Norden her. Fundgetreu aufgebaute Brandgräber und das darübergehängte Bild von der Germanenver-

ABB. 4. RAUM SWEBEN *mit dem Modell des Gehöftes von Riesa*

brennung, sowie das Modell des Reiters bringen uns die Sweben auch menschlich näher. Die vielen bronzenen und eisernen Schmuckgegenstände und die Urnen lassen den kulturellen Hochstand erkennen.

Betritt man die Stube der Hermunduren, so fesseln der Eisenschmelzofen und der Backofen den Blick. Bilder und Texte erklären ihren Betrieb. Siedlungsfunde in dem großen Glastisch zeigen das wirtschaftliche Kleingerät der Hermunduren, führen in ihre Speisekarte ein und zeigen ihre Küchen- und Grabgefäße. Da zu gleicher Zeit, in der die Hermunduren unsere Heimat besetzten, die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den Germanen und den Römern begannen, ist die eine große Wand diesen Beziehungen gewidmet. Zwischen Bildern und Texten steht der hohe Glasschrank mit guten Nachbildungen hermundurischer Waffen, die den einsatzbereiten kriegerischen Sinn unserer Vorfahren bezeugen.

In der Stube der ostgermanischen Burgunder wird ein lebendiges Verhältnis zwischen unserer Heimat und den sagenumwobenen Burgundern geschaffen. Die prächtigen Waffennachbildungen, darunter die eines in einer Urne gefundenen, zusammengebogenen Langschwertes, des „Schwertes Siegfrieds", erregen besondere innere Anteilnahme. Über das Schicksal der Burgunder auf dem Festlande klären Texte und Karten auf.

In der Völkerwanderungszeit ist Riesas Umgebung Ostmark des Thüringerreiches. Haus- und Skelettgräberfunde geben neben den Texten und Plänen Aufschluß über die Thüringer.

In der letzten Stube kann sich der Besucher augenscheinlich davon überzeugen, daß die slawische Kultur gegenüber der germanischen unbedeutend und rückständig war. Er erfährt, eine wie untergeordnete Rolle die kurze slawische Besiedlung im Vergleich zur vorangehenden tausendjährigen germanischen spielte. Bald nach ihrem Einzug müssen die Slawen Festungen bauen, denn die Deutschen unter König Heinrich kehren zurück. Frühe deutsche Funde sind in der gleichen Stube untergebracht. Mit ihnen wird der Übergang zur geschichtlichen Zeit hergestellt.

Verläßt Du die vorgeschichtliche Abteilung, so liest Du noch die allgemeinen Texte rechts und links vom Eingang, die Dir Belehrung darüber geben, was deutsche Vorgeschichte ist und will. Hier wirfst Du noch einen Blick auf die große Fundkarte mit ihren zahllosen Funden um Riesa, beherzigst den Aufruf zur Pflege der Bodenaltertümer und bist erfüllt von dem Gegenwartswert der Vorgeschichte, die keine Sonderbrödelei, sondern ernsthafte Verpflichtung unserem Volke gegenüber ist: Ehre Deine Vorfahren und ihr Land, das sie Dir eroberten und erhalte es den künftigen Geschlechtern!

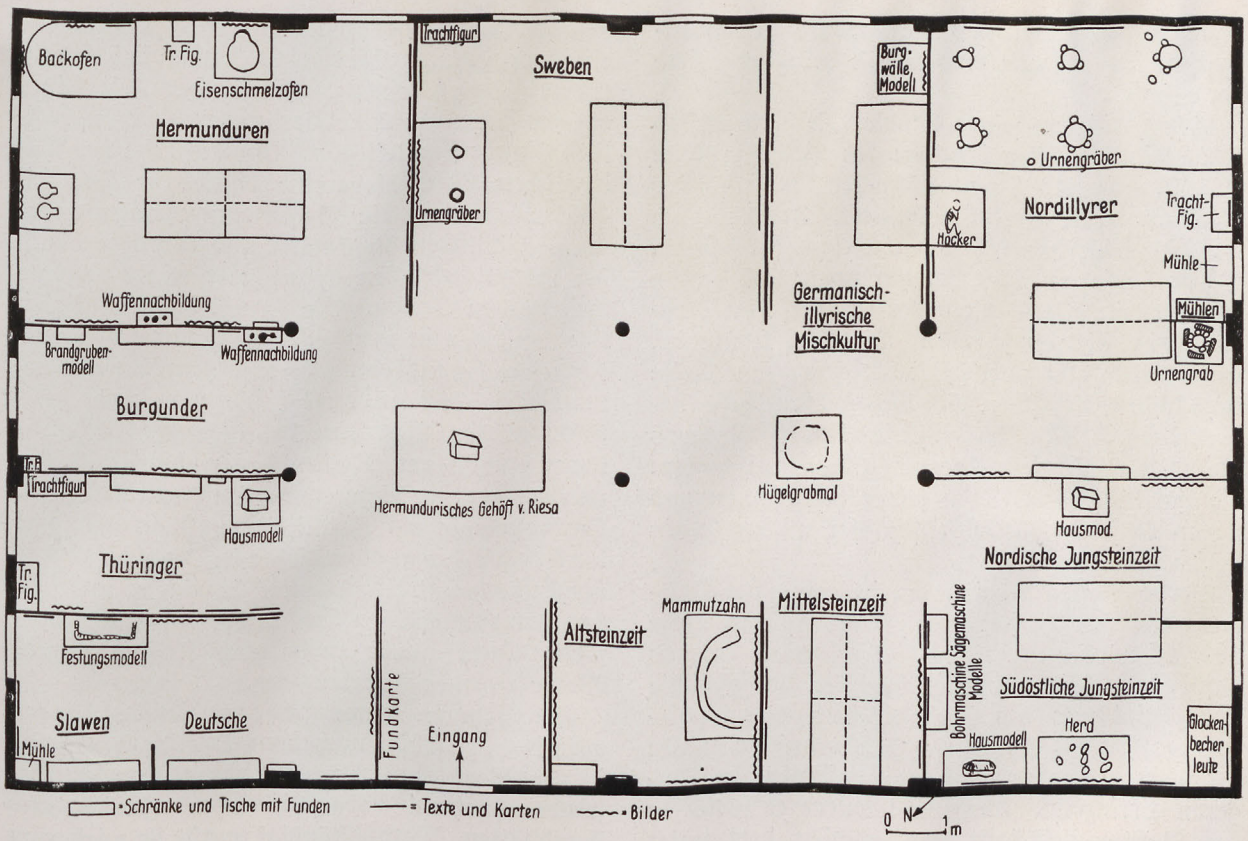


ABB. 5. INHALTLICHE GLIEDERUNG *des Heimatmuseums Riesa*

Alfred Götze zum 75. Geburtstag

In seinem ideal gelegenen Wohnsitz in Thüringen, dem Keltenhof am Fuße der Steinsburg, begeht Prof. Dr. Alfred Götze am 1. Juni seinen 75. Geburtstag. Noch über die große Zahl seiner persönlichen und fachwissenschaftlichen Freunde und Anhänger hinaus werden wohl alle deutschen Vorgeschichtsforscher an diesem Ehrentage in tiefer Dankbarkeit und Verehrung seiner gedenken; wissen sie doch alle, was Götzes unermüdliche Forschertätigkeit und sein geradezu genialer Spürsinn für das Aufblühen dieser jungen völkischen Wissenschaft bedeuten. Neben dem Namen des Altmeisters Gustaf Kossinna ist es auf allen Gebieten der weitverzweigten deutschen Vorgeschichtswissenschaft immer wieder der Name von Alfred Götze, der dem bereits erfahrenen Fachforscher wie dem Neuling begegnet und nur zu oft eine letzte Zuflucht bei der Lösung schwieriger, womöglich abgelegener Probleme bildet. Prof. Götze gehört zu jenen Stillen im Lande, die nie viel Aufhebens von ihrer Arbeit machten und die doch tiefer und schöpferischer in ihrem Wirken waren, als viele von denen, die im Brennpunkt großer Würden und Ehrungen standen.

Als Sohn des Sanitätsrats Dr. Franz Götze und seiner Gattin Helene, geb. Baum, wuchs Alfred Götze in seiner Geburtsstadt Weimar auf, diesem Kleinod deutschen Kulturschaffens, dessen Boden auch außergewöhnlich reiche vorgeschichtliche Funde birgt. Das sollte für sein ganzes späteres Leben entscheidend werden. Wie er näherstehenden Bekannten gern selbst erzählt, war nämlich für seine Berufswahl ein Steinbeil ausschlaggebend, das er als Sechsjähriger am Ettersberg fand, und dessen Bedeutung ihm damals der Schriftleiter einer Zeitung erklärte. Als Schüler sammelte er eifrig Oberflächenfunde und wagte sich sogar an schon angeschnittene Siedlungsplätze heran.

Diese ausgeprägte Neigung führte ihn zum regelrechten Studium der deutschen Vorgeschichtswissenschaft, der er als erster in ganz Deutschland auch das Thema zu seiner Dissertation entnahm. Die einzige Möglichkeit hierzu bestand damals in der Landesuniversität Jena, und so unterzog sich Götze dort 1890 im 10. Studiensemester der Doktorprüfung bei Prof. Klopfleisch mit der großes Aufsehen erregenden Arbeit über

„Die Gefäßformen und Ornamente der neolithischen schnurverzierten Keramik im Flußgebiete der Saale".

Schon während seiner Studienzeit hatte Alfred Götze ein Semester lang an der Prähistorischen Abteilung des 1887 neu eröffneten Museums für Völkerkunde in Berlin volontiert. Im Anschluß an sein Studium kehrte er als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter dorthin zurück und wurde von Voß in alle Gebiete der praktischen Museumsarbeit eingeweiht. Daneben lernte er, wie er ebenfalls gern selbst berichtet, „im Kreise der Anthropologischen Gesellschaft die scharfe Beobachtung, Kritik und Selbstkritik Rudolf Virchows und Otto Olshausens kennen", alles Eigenschaften, die ihn in hohem Maße selber auszeichnen und seinen Ruf als Fachwissenschaftler mitbegründen halfen.

Vorbereitende Arbeiten zur Ablegung der Prüfung für das Höhere Lehramt führten Götze 1892/93 wieder nach Jena. Ein schönes Zeugnis dafür, in welchem Ansehen dort die Vorgeschichte stand, gibt uns das Thema seines Geographieprüfers für die schriftliche Arbeit an die Hand: „Handelswege und Handelsgegenstände der Jüngeren Steinzeit". Ausgebaut wurde es später in der Bastian-Festschrift und erschien dort unter dem Titel „Über neolithischen Handel" (1896). — Das Frühjahr 1894 sah Götze als Vertreter der Vorgeschichtswissenschaft an der Seite Dörpfelds bei den Abschlußgrabungen in Troja. An der großen Veröffentlichung „Troja und Ilion" (1902) beteiligte er sich gleichfalls mit dem Beitrag: „Die Kleingeräte aus Metall, Stein, Knochen usw.".

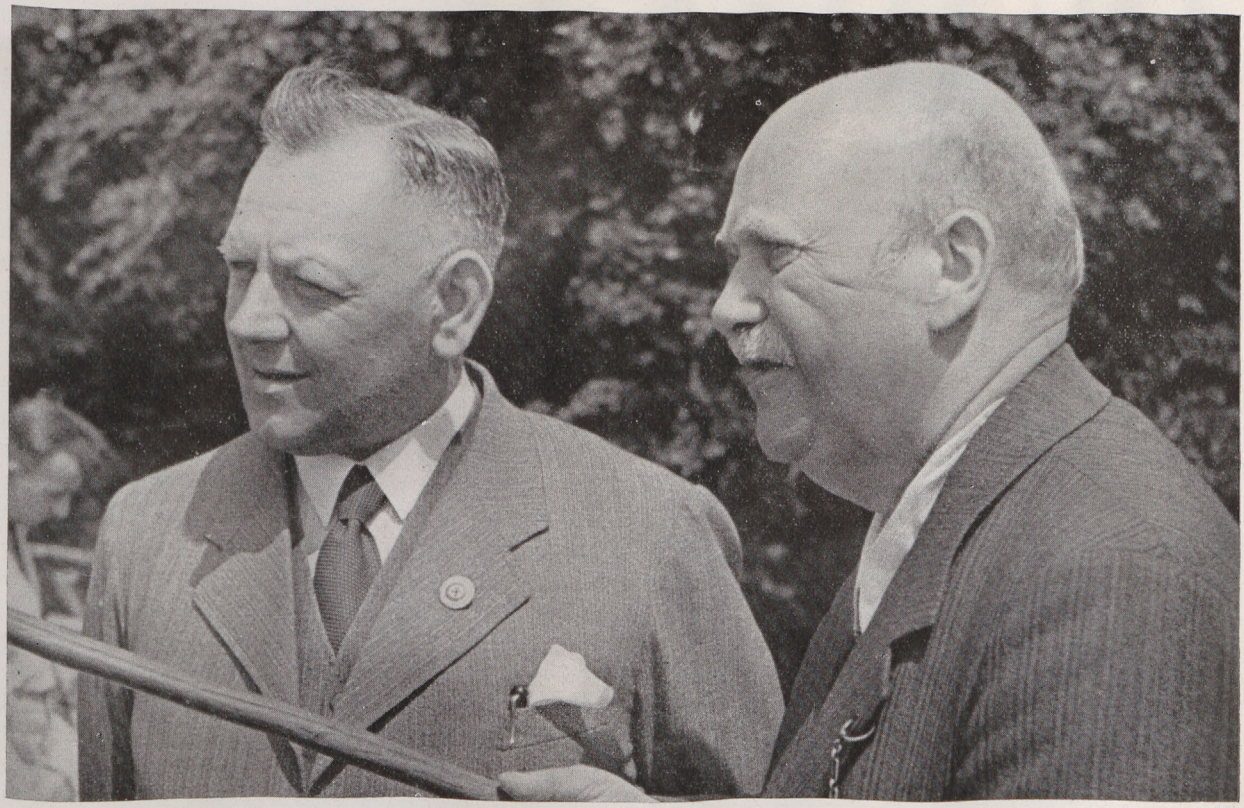
Durch R. Virchows Vermittlung wurde er anschließend als Direktorialassistent und Nachfolger Weigels an die Prähistorische Abteilung des Museums für Völkerkunde in Berlin berufen. Dort wirkte er vom Oktober 1894 bis zu seiner Pensionierung im Juni 1928, anfangs wieder unter Voß, um nach dessen Hinscheiden die Prähistorische Abteilung vertretungsweise selber zu leiten, und seit 1908 unter Schuchhardt und dessen Nachfolger Unverzagt. Besondere Sorgfalt widmete Alfred Götze in der Zeit um 1905 dem Ausbau der Gruppe Germanische Altertümer der Völkerwanderungszeit, der damit wohl einzigartig unter den europäischen Museen dastand und viel Nacheiferung hervorrief. Wegen seiner Verdienste wurde Götze 1908 der Professortitel verliehen, dem 12 Jahre später die Ernennung zum „Kustos und Professor" folgte. Auf Grund seiner hervorragenden Eignung wurde ihm daneben das Amt als Staatlicher Vertrauensmann für die kulturgeschichtlichen Bodenaltertümer der Provinz Brandenburg anvertraut, das er volle 10 Jahre, bis 1932, also noch über die Zeit seiner Pensionierung hinaus, ausübte.

Obwohl Götze frühzeitig außerhalb Thüringens ein ausgedehntes Arbeitsfeld fand, blieb er ein treuer Sohn seiner Heimat, der Zeit seines Lebens seine besondere Vorliebe und wissenschaftliche Aufmerksamkeit galt. Im Auftrage der thüringischen Geschichtsvereine betrieb er hier seit 1895 planmäßig die Bestandsaufnahme der vorgeschichtlichen Denkmäler und bereitete damit der wissenschaftlichen Erforschung seiner engeren Heimat den Boden. Die Frucht dieser Tätigkeit liegt uns vor in dem zusammen mit Höfer und Zschiesche herausgebrachten und unentbehrlich gewordenen Standardwerk „Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens" (1909). Die darin enthaltenen Denkmälerverzeichnisse Götzes wurden in einer Besprechung im Zentralblatt für Anthropologie als „stattlichste, vollständigste und durchdachteste von allen bisher in Deutschland und wohl überhaupt erschienenen" bezeichnet und fanden den rückhaltlosen Beifall der gesamten Fachwelt. Nicht zuletzt zollte auch Kossinna ihnen Worte warmer Anerkennung.

Im Rahmen seines Museumsdienstes begann Alfred Götze 1905 nach dem Thüringer Vorbild in der Mark ebenfalls mit einer planvollen Bestandsaufnahme vorgeschichtlicher Funde und Fundstätten. Vervollständigt wurde sie wiederum durch eine Reihe mustergültiger Monographien über einzelne Landschaften, z. B. den Kreis Ostprignitz (1907), Westprignitz (1912), Lebus und Frankfurt a. O. (1920). Ja, die Art und Anlage dieser Arbeiten war so ausgezeichnet, daß sie als Vorbild der deutschen Archäologischen Landesaufnahme überhaupt galten.

Durch diese bis ins kleinste exakte und alle Zeitstufen der Vorgeschichte umschließende Tätigkeit eignete sich Götze ein vielleicht einzig dastehendes Maß von Kenntnissen an. Er ergänzte und vertiefte sie zudem durch ausgedehnte Studien- und Forschungsreisen, die ihn außerhalb Deutschlands vor allem in den Osten und Südosten Europas, bis nach Moskau und zur Krim führten, aber auch in die nordischen Länder, die Schweiz und nach Italien.

Götzes unbestrittene Meisterleistung ist und bleibt jedoch seine Ausgrabungstätigkeit. Nicht nur rein zahlenmäßig übersteigt sie bei weitem das Durchschnittsmaß der Grabungen des zünftigen Spatenforschers. Vielmehr ist es ihm gelungen, selbst unter oft widrigsten Umständen fast jeder einzigen Grabung irgendeine Besonderheit abzugewinnen. Wohl die zahlreichsten und auch erfolgreichsten Grabungen gingen auf dem heimischen Boden Thüringens vor sich (Ende des 19. Jahrhunderts) und bildeten die Grundlage für Götzes bahnbrechende Untersuchungen über die mitteldeutschen Steinzeitkulturen, so den Bernburger Typus, das Gräberfeld von Rössen,



PROF. ALFRED GÖTZE *mit Gauleiter Wächtler, dem Reichswalter des NS.-Lehrerbundes, auf der Steinsburg*

die neolithischen Kugelamphoren u. a. m. Aber auch in verschiedene andere Teile des Reiches, sogar nach Polen und Südrußland, führte ihn seine Ausgrabungstätigkeit, die im übrigen nicht nur sämtliche Vorzeitstufen, sondern auch jede Art von Fundstätte und Einzeldenkmal umfaßte. Herausgegriffen seien aus der Fülle dieser Pionierarbeiten nur einige wenige, die für die Vorgeschichtsforschung von ganz besonderer Bedeutung sind.

Am Burgwall von Riewend, der sog. „Schwedenschanze" (1. Grabung 1900) gelang es Alfred Götze erstmalig, die uns heute bereits völlig geläufige Unterteilung der slawischen Keramik in 3 Zeitstufen vorzunehmen. Durch seine Beobachtungen an slawischen Hügelgräbern im Urwalde von Bialowies (1918) verfeinerte er noch die slawische Chronologie. Das burgundische Gräberfeld von Rahmhütte (Neumark) (ausgegraben 1904—10), sowie das trotz der noch ausstehenden Veröffentlichung bereits berühmt gewordene Latènegräberfeld von Börnicke in der Mark (ausgegraben 1915) erbrachten ebenfalls feine neuartige Beobachtungen. Ja, letzteres verspricht grundlegend für die gesamte Einstufung dieser frühen Großgermanischen Zeit in Brandenburg zu werden. Um so sehnsüchtiger harrt die gesamte Fachwelt auf diese neue, lange erwartete Meisterveröffentlichung, die — das darf hier wohl schon verraten werden — nunmehr kurz vor dem Abschluß steht. Von vielleicht ähnlich weittragender Bedeutung sind ferner Götzes Untersuchungen an dem Lausitzischen Burgwall von Senftenberg (ausgegraben 1931/32), dessen wiederum stark erwartete Veröffentlichung er gerade in letzter Zeit ebenfalls in Angriff nahm.

Seine hervorragende Beobachtungsgabe — man möchte geradezu von Fingerspitzengefühl reden — im Herausfinden bislang unbekannter Erscheinungen, gepaart mit einer strengen Arbeitsmethode und peinlich genauen Gewissenhaftigkeit in der Auswertung trugen ihm dabei weit über Deutschlands Grenzen hinaus den Ruf eines Meisterausgräbers ein. Kossinnas, des großen Theoretikers, unerreichtes Ideal, fand in ihm seine Verwirklichung. Götze ist der geborene Praktiker. Vielleicht am eindringlichsten zeugt hierfür seine Begabung im Ausdenken von allerhand einfachen aber sinnreichen Hilfsmitteln. Z. B. ist der von ihm erfundene Böschungsmesser bereits Allgemeingut der Vorgeschichtsforscher, insonderheit der Burgwallforscher, geworden.

Eng zusammen hängt damit auch Götzes ausgesprochener Sinn für alle technischen Fragen, die ihm eine völlig einzigartige Stellung im Rahmen der Vorgeschichtswissenschaft sichern. Seine rund 180 einschlägigen Beiträge über Technik im Ebertschen Reallexikon gehören mit zu den grund-

legenden und zuverlässigsten Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Vorgeschichte überhaupt. Es gibt wohl keinen Fachforscher, der gerade auf diesem Gebiet gearbeitet hat, ohne wiederholt Alfred Götze um Rat und Hilfe zu bitten.

Aus der großen Zahl seiner sonstigen Veröffentlichungen, die von Mötefindt in der Götze-Festschrift bis 1925 lückenlos zusammengestellt wurden, nehmen die schon obengenannten aus der Jungsteinzeit, sowie aus der Völkerwanderungszeit den breitesten Raum ein. Meist handelt es sich um kleinere Abhandlungen in Zeitschriften oder Sammelwerken (u. a. in: Brockhaus und Meyers Konversationslexikon), die leider vielfach an versteckter Stelle herausgebracht wurden und darum nicht immer den Leserkreis fanden, den sie verdienen, obwohl sie oft wahrhaft umwälzende Ergebnisse enthalten. Z. B. erkannte Götze schon um die Jahrhundertwende die Lausitzer Kultur erstmals als nicht germanisch (thrakisch) und brachte sie mit den Karpodaken in Verbindung. Diese Gleichsetzung machte sich dann bekanntlich Kossinna zu eigen, um die Karpodaken später durch die dann allgemein anerkannten Illyrer zu ersetzen. Entgegen der herrschenden Ansicht von der Unbewohnbarkeit des Oderbruches bis zu seiner Trockenlegung auf Geheiß Friedrichs des Großen, gelang Alfred Götze ferner der Nachweis einer bereits vorgeschichtlichen Besiedlung oder doch Begehung seit der Jungsteinzeit (Mengel, Das Oderbruch, Bd. II, 1934).

An Einzelwerken soll in diesem Rahmen nur kurz auf die schöne Schrift „Gotische Schnallen" (1907) hingewiesen werden. Der hierzu geplante zweite Band „Ostgotische Helme und Diademe" liegt leider nur in seinen Grundergebnissen im „Mannus" vor (1909) und in der Bezzenberger-Festschrift (1921). Statt dessen erschien das prachtvolle Werk „Die altthüringischen Funde von Weimar" (1912) als ergänzender Band zu den mit Höfer und Zschiesche herausgegebenen und oben bereits erwähnten „Vor- und frühgeschichtlichen Altertümern Thüringens".

Trotz seines immer wieder Staunen erregenden umfassenden Wissens, das in den zahlreichen und vielseitigen Veröffentlichungen seinen Niederschlag gefunden hat, ist Götze nie ein Vielschreiber gewesen. Er veröffentlichte gewissermaßen nur notgedrungen, wenn er etwas wirklich Neuartiges und die Wissenschaft Vorantreibendes zu sagen hatte, und auch dann nur in knappester Form. Diese Eigenheit ist mit der Grund dafür, daß sich in seinem Schreibtisch das kostbarste Material zu fast unübersehbaren Bergen türmt, er jedoch mit ruhiger Gelassenheit nur das Drängendste und Wichtigste zur Bearbeitung herausgreift. Wer dann das Glück hat, ihm bei dieser Arbeit zur Hand zu gehen, der ist stets von neuem tief beeindruckt von seinem meisterlichen Können und seiner zugleich schlichten menschlichen Größe, dieses Wissen auch wie spielend und selbstverständlich weiterzugeben. Um so lebhafter nur erwacht der Wunsch, die vielen noch ungehobenen Schätze auch der Mitwelt zugänglich zu wissen.

Die Krönung seines Lebenswerkes sieht er selber in einer umfassenden Veröffentlichung seiner seit der Jahrhundertwende alljährlich betriebenen Forschungen an Thüringens eindrucksvollsten Vorzeitzeugen, der gewaltigen Steinsburg auf dem kleinen Gleichberg bei Römhild. Ihr galt nicht nur seine ganze wissenschaftliche Sorgfalt und Liebe. Nein, hier am Fuße dieser prachtvollen keltischen Festungsanlage, inmitten der herrlichsten Natur, schuf er nicht nur in dem 1929 eröffneten und von ihm geleiteten Steinsburg-Museum eine selten schöne Forschungsstätte für die Wissenschaft, sondern gründete sich auch sein persönliches Heim, den „Keltenhof". Hierher zog er sich Jahr um Jahr zu emsigem Schaffen aus dem Lärm und Trubel der Großstadt zurück oder suchte nach anstrengender Tätigkeit Erholung im Kreise seiner Familie. Wer niemals Gelegenheit hatte, Alfred Götze in diesem, seinem ureigensten Reich aufzusuchen, der kennt vielleicht das Beste an ihm nicht. Dieses Beste aber ist die reiche, schöpferische Persönlichkeit, die einem hier in einem Mann von seltener Herzensgüte und Großzügigkeit entgegentritt, übersonnt von einem feinen und mitreißendem Humor, der ihn zu einen wahren Lebenskünstler stempelt.

Über seine vielseitige, alle Kräfte anspannende Forschertätigkeit hinaus hat sich Alfred Götze aber auch in uneigennützigster Weise um die Allgemeinheit verdient gemacht. Seiner ganzen inneren Haltung nach ein erprobter Vorkämpfer für die Kulturhöhe unserer germanischen Vorfahren, stellte er sich frühzeitig dem Altmeister Kossinna zur Seite und half ihm, die Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte ins Leben rufen. Länger als zwei Jahrzehnte hindurch rangen sie gemeinsam um die Anerkennung und Gleichberechtigung ihrer zum Teil heftig befehdeten jungen Wissenschaft. Als dann Gustaf Kossinna im Dezember 1931 für immer die Augen schloß, da sprang Götze ohne Besinnen in die Bresche und verwaltete den Posten des ersten Vorsitzenden der Gesellschaft. Es war kein leichtes Unterfangen, das Erbe eines Kossinna durch diese sturmbewegte Zeit des nationalen Umbruches hindurchzuretten. Doch Alfred Götze unterzog sich unbeirrt mit Zähigkeit und Tatkraft dieser schwierigen Aufgabe. Ohne Zögern folgte er auch im Juli 1933 dem an ihn ergehenden Ruf und legte verantwortungsbewußt sein Amt nieder, um an der größeren völkischen Aufgabe mitzuwirken, die alte Kossinna-Gesellschaft zum Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte auszubauen,

der jetzt alle an unserer Vorzeit interessierten Kreise in nationalsozialistischer Ausrichtung zusammenschließt.

Als Zeichen des Dankes und in Anerkennung seiner überragenden Verdienste als Wissenschaftler wie als völkischer Kämpfer verlieh ihm als einem der ersten der Bundesführer Prof. Dr. Hans Reinerth anläßlich der zweiten Reichstagung für Vorgeschichte in Bremen den Ehrenring des Reichsbundes.

Auf kein beschauliches, sondern oft kampferfülltes Leben blickt heute der Jubilar aus der Zurückgezogenheit seiner Thüringer Heimat zurück. Doch wird ihm gerade sein 75. Geburtstag wiederum beweisen, wieviel Liebe und aufrichtige Verehrung er sich während seines schaffensreichen Lebens neben aller wissenschaftlichen Anerkennung durch die in- und ausländische Fachwelt zu erringen wußte. Davon zeugen über alle Ehrungen und Würdigungen schon auf Grund seiner zahllosen Mitglied- und Ehrenmitgliedschaften in in- und ausländischen Gesellschaften, Akademien, Anstalten u. dgl. hinaus die vielen von Herzen kommenden persönlichen Wünsche seiner Freunde und Bekannten, die im Grunde genommen ja nur der vielleicht stärkste Widerhall seiner eigenen Persönlichkeit sind.

Gerda Merschberger

Heinrich Schütte †

Kurz vor Vollendung seines 76. Lebensjahres verstarb, wie wir bereits mitgeteilt haben, am 10. Dezember 1939 an den Folgen eines Unfalles der Rektor i. R. Dr. h. c. Heinrich Schütte. Oldenburg und Friesland trauern um einen Mann, der sich um Heimatforschung und Heimatschutz die größten Verdienste erworben hat.

Als Sohn einer alten Oldenburger Lehrerfamilie 1863 in Oldenbrok-Altendorf geboren, verloren er und seine 7 Geschwister früh den Vater. Sein Onkel, bei dem er erzogen wurde, ermöglichte ihm den Besuch des Lehrerseminars, wo die im Unterrichtsbetrieb am Rande stehende Naturgeschichte sein Lieblingsfach wurde. Seine Laufbahn als Lehrer führte ihn in eine ganze Reihe von Ortschaften des Oldenburger Landes, durch Geest, Moor und Marsch, wo er gründlichste Naturstudien trieb, schließlich auch als Mittelschullehrer nach Bremerhaven, 1901 aber wieder zurück nach Oldenburg, wo er zunächst als Lehrer an der Oberrealschule und später (1910—1924) als Rektor an der Knaben-Mittelschule wirkte und Schüler zu Männern erzogen hat, die heute in seinem Sinne arbeiten.

Schüttes Leben war ein stetes unermüdliches und selbstloses Kämpfen und Ringen um die heimatliche Scholle, ihre Erforschung und ihren Schutz. Mit gleichgesinnten Freunden gründete er 1891 den Bezirksverein Brake des Lehrervereins für Naturkunde, schrieb selbst ein Insektenbüchlein und übernahm 1895 die Landesgruppe Oldenburg-Ostfriesland dieses bekannten großen Vereins, für den er 1913 eine umfassend angelegte, zweibändige Heimatkunde des Oldenburger Landes herausgab. Alle im Dienste der Heimat arbeitenden Gruppen faßte Schütte 1925 zu dem großen Oldenburger Landesverein für Heimatkunde und Heimatschutz zusammen. Sieben heimatkundliche Arbeitsgemeinschaften — u. a. für Familienkunde, Vor- und Frühgeschichte, Flurnamenforschung usw. — ergänzen sich dort in fruchtbarer Zusammenarbeit, deren Seele Schütte war. Der nationalsozialistische Staat erkannte diese Leistung an und gewährte ihr staatliche Hilfe und staatlichen Schutz.

Mit dem Jahre 1901 begann Schüttes bedeutendste Spezialarbeit, die geologische Erforschung der Küste. Man muß sich den damaligen Stand der Küstengeologie vergegenwärtigen, um Schüttes gewaltige wissenschaftliche Leistung und seine Lebensarbeit ermessen zu können: Es gab überhaupt keine wissenschaftliche Flachlandgeologie, wenig brauchbares Schrifttum, keine Wegbereiter. Der einfache Lehrer Heinrich Schütte war ganz auf sich selbst gestellt. Zum Studium der Tiere von Meer und Watt finden wir ihn in jener Zeit in Helgoland, dann mehrmals auf Forschungsreisen in Holland, wo er mit van Giffen Fühlung nahm; später auf den Halligen, in jeder freien Zeit jedoch, mit Spaten und Bohrer bewaffnet, auf den Watten und in den Marschen, bald zu archäologischen Studien in Museen und in den Archiven, um der Heimatgeschichte nachzuspüren; denn ein Forschungsgebiet greift an der Küste in das andere ein.

1905 machte Schütte die entscheidende Entdeckung von Pflugfurchen 1,36 m unter heutigem Mittelhochwasser auf dem Oberahnischen Felde im Jadebusen und deutete in Zusammenhang damit die von dem unlängst verstorbenen Hafenbaudirektor Dr. h. c. Krüger-Wilhelmshaven in 10 m Wassertiefe erbaggerten Bruchwaldreste und weitere Funde als Beweise für eine durch Hebungen unterbrochene Küstensenkung. Die 1908 darüber erschienene erste Arbeit „Neuzeitliche Senkungserscheinungen an unserer Nordseeküste“ fand weder bei der offiziellen Geologie, noch bei den führenden Deichbeamten Gnade und löste eine Fülle von Gegenschriften gegen den „Laien“ Schütte mit dem gleichen Echo aus

HEINRICH SCHÜTTE

„eine heute noch anhaltende Küstensenkung existiert nicht". Eine wissenschaftliche Enttäuschung Schüttes und, was schlimmer war, eine Verständnislosigkeit gegenüber der brennendsten Frage des Küstenschutzes!

Schütte hat sich nicht irremachen lassen, fast weitere 20 Jahre hat er in zäher Arbeit Tausende von Bohrungen selbst niedergebracht, hat ungezählte Baggerproben untersucht, sich mit Historikern, Pollenanalytikern, Vorgeschichtsforschern verbündet, um seine Lehre zur Anerkennung zu bringen.

Dies geschah 1927 — es war einer der Höhepunkte seines Lebens — durch die damalige Preußische Geologische Landesanstalt, die ihn zum korrespondierenden Mitglied ernannte und selbst weitere Untersuchungen mit Schütte zusammen ansetzte. Fünf Jahre später verlieh ihm die Naturwissenschaftliche Fakultät der Universität Hamburg den Doktortitel ehrenhalber.

Schütte hat über seine Spezialarbeiten hinaus, die er 1935 in einem zweibändigen Werk niederlegte, entscheidenden Einfluß auf die Vorgeschichtsforschung im Oldenburger Lande genommen. Erste Anregungen dazu mag er aus der Bremerhavener Zeit und seiner Zusammenarbeit mit Plettke (Männer vom Morgenstern) und van Giffen bekommen haben. Er hatte ein wachsames Auge auf den Schutz Oldenburger Hünenbetten und Hügelgräber und wählte als Kopfvignette seines seit fast 15 Jahren erscheinenden Heimatblattes „Heimatkunde — Heimatschutz" das Bild eines Großsteingrabes als mahnendes Symbol. Seiner Initiative ist die Arbeitsgemeinschaft für Vor- und Frühgeschichte im Landesverein Oldenburg entsprungen, seinen geologischen Arbeiten verdankt Deutschland die Wurtenforschung. Er selbst hat, zumeist mit Dr. Schroller-Reichenberg, mehrere Wurten im Jeverlande, bei Wilhelmshaven und in Butjadingen ausgegraben; im Wesergebiet wurden bei einer ähnlichen Grabung zwei schöne chaukische Hakenkreuzgefäße geborgen.

Klein, ja schmächtig von Gestalt, schlicht und einfach, persönlich anspruchslos, aber unbeugsam in seinem Willen, zäh, ja verbissen in seiner Arbeit, stets mit einem Herzen voll Liebe und Güte, so trat er jedem gegenüber, dem er begegnete. Und alle zog er in seinen Bann, die zu ihm kamen, den einfachsten Landarbeiter und Fischer, den Bauern und Beamten, den Wissenschaftler und Gelehrten, rüttelte die Herzen wach für eine sinngemäße Heimatpflege, weckte in Vorträgen und Aufsätzen Verständnis für den kleinsten Fund, den der heimatliche Boden hergab! Er war selbst aufs engste mit seiner Heimaterde verwachsen, war bahnbrechend in seiner eigenen Arbeit, Führer und Wegbereiter für andere und ragt als leuchtendes Vorbild in die neue Zeit hinein, die erhalten, fortführen und ausbauen muß, was er für Heimat und Scholle gedacht und geschaffen hat.

Hans Nitzschke

Hans Müller-Brauel †

Ganz unerwartet starb am ersten Pfingstfeiertage in seinem „Sachsenheim" in Zeven der verdienstvolle Vorgeschichtsforscher Hans Müller-Brauel im 73. Lebensjahre. Ein Versagen des Herzens nach überstandener, und wie er selbst glaubte, überwundener Lungenentzündung setzte seinem rastlosen Schaffen plötzlich ein Ende. Damit hat sein inhaltsreiches Leben seinen Abschluß gefunden; denn mit seinem Tode verliert vor allem die heimatliche nord-westdeutsche Vorgeschichtsforschung einen ihrer ältesten und besten Vorkämpfer und Forscher, der noch lange nicht daran dachte, Sonde und Feder aus der Hand zu legen. Selbst ein echter Niedersachse, war sein Leben nur seiner Heimat und ihrer Eigenart gewidmet, und so hob er manchen Schatz niedersächsischen Volkstums und heimatlichen Volksbrauchs und rettete viel altes Kulturgut, das sonst gewiß dem Versinken und Vergessen anheimgefallen wäre. In unendlich mühsamer Kleinarbeit legte er zudem die Entwicklungsgeschichte unserer Heimat — besonders der engsten — fest. Auch über den begrenzten Kreis seiner Heimat hinaus weiß die fachwissenschaftliche Welt die Forschungen Hans Müller-Brauels zu würdigen und seine Verdienste zu schätzen, wenn hier und da gelegentlich auch gegenteilige Ansichten auftraten und vielleicht noch auftreten werden. Das aber muß jeder wahrheitsliebende Forscher anerkennen, daß Hans Müller-Brauels forschende Arbeit nicht etwa launenhafte Spielerei war oder daß er gar etwas behauptete, wofür er nicht auch den exakten Beweis anzutreten jederzeit in der Lage war, sondern daß es ihm als einem der ersten bitterer Ernst darum war, Licht in manches Dunkel der Vorgeschichte und Volkskunde zu bringen. Und das wird und muß ihm unvergessen bleiben. Damit hat der nunmehr Verewigte sich ein schönes Denkmal gesetzt, denn immer wieder wird man gerne auf seine Forschungen zurückgreifen. Eine Würdigung seines Werdens und Wirkens brachte das „Germanen-Erbe" anläßlich seines 70. Geburtstages im 2. Jahrg. Heft 7/8 auf S. 245.

Friedr. Wäbekindt

Bücher des Monats

Richard v. Kienle, Germanische Gemeinschaftsformen. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1939. Deutsches Ahnenerbe, Reihe B: Fachwissenschaftliche Untersuchungen, Abt. Arbeiten zur Germanenkunde Bd. 4, 325 S. Geb. RM. 7,50.

Auf Grund der erreichbaren schriftlichen Nachrichten über die Germanen bei den Schriftstellern der Antike und des alten Germanien, vorzugsweise der rechtlichen Quellen, behandelt der Verfasser die germanischen Gemeinschaftsformen des öffentlichen Lebens, unter denen er die Sippe, den Bund und den Stamm als wesentlich erkannt hat. Der erste Abschnitt des Buches ist der Sippe gewidmet. Kienle umreißt zunächst Umfang und Gestalt der Sippe, zeigt ihre Wirksamkeit vornehmlich in Pflichten, Rechten und Verantwortlichkeit des Einzelnen gegen die Gesamtheit und das einzelne Sippenmitglied. Einen wesentlichen Bestandteil der Sippe machen die Hausgenossenschaften aus, die aus der Familie oder auch aus der Großfamilie bestehen. Ferner wird gezeigt, wie die Sippe ganz ausgeprägte Eigentumsbegriffe hat und in welchen Formen sich die Siedlungsgemeinschaft abspielt. So sehr auch die Einzelpersönlichkeit geachtet wird, steht doch überall der Gedanke an die Allgemeinheit, an Ehre und Schlagkraft der Sippe im Vordergrund alles germanischen Denkens. So ist es auch verständlich, daß die Verehrung des Sippenahns im Rahmen der Sippe eine große Rolle spielt. Sein Grab liegt im allgemeinen innerhalb des Besitztums des Sippenältesten, der das Odal, den Familienerbhof, innehat und wird gern als Beratungsplatz gewählt. Leistung und Wirksamkeit des Ahns bleibt stets in der Sippe lebendig und einflußübend.

Der Bund hingegen setzt sich aus Angehörigen verschiedener Sippen zusammen. Er ist eine Genossenschaft, durch Vereinbarung und Entschluß gebildet, sei es als Gefolgschaft, als Rechtsgenossenschaft oder kultische Gemeinschaft. Was geschieht, erfolgt auch hier im Sinne einer Gemeinschaft, gebunden an feste Formen und durch den Begriff der Ehre und Treue. Waffenberechtigung ist Bedingung für die Aufnahme in den Bund, Bewährung nur gibt das Recht, in ihm zu verbleiben. Der Bund ist sicher oft der Kern späterer Staatenbildungen geworden, so bei den Wikingern, Franken usw. Er steht wahrscheinlich auch in engstem Zusammenhang mit der Hundertschaft und lebt in manchen mittelalterlichen und neuzeitlichen Erscheinungen fort, wie in der Gilde oder der Burschenschaft.

Die Wurzeln für die Bildung des Stammes liegen ebenfalls außerhalb der Sippe, wie der Verfasser sehr überzeugend nachweist. Er ist die Thing- und Rechtsgenossenschaft aller Freien und Waffenfähigen einer Reihe von Sippen, die sich im Stamm zusammenfinden. Bei dieser Frage spielt der Raum eine gewisse Rolle. Auch der Stamm ist stark kultisch gebunden. Seine Gesetze liegen ganz auf der Grundlage sippischer Lebensformen und Gedanken. Sein Oberhaupt ist entweder ein Führer, ein Herzog oder König. Dem Stamm ist seine völkische Zusammengehörigkeit durchaus bewußt.

Im ganzen kann gesagt werden, daß Kienles Buch voll und ganz germanischer Lebensauffassung und Art gerecht wird. In fleißiger Arbeit sind die Quellen zusammengetragen und sorgfältig ausgewertet worden. Das Buch bietet eine gute Grundlage zur weiteren Forschung auf diesem Gebiete.

H. v. Petrikovits und Rud. Stampfuß, Das germanische Brandgräberfeld von Keppeln, Kr. Kleve. Quellenschriften zur westdeutschen Vor- und Frühgeschichte. Hrsg. von Professor Rud. Stampfuß. Bd. 3. Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig 1940. Preis kart. RM. 9,80.

R. Stampfuß bringt in dieser gut ausgestatteten Arbeit einen wichtigen Friedhof zur Kenntnis der Wissenschaft und der Allgemeinheit, auf dem Germanisches mit Römischem zusammentrifft. Der Friedhof ist der Zeit zwischen 60 und 160 u. Ztr. zuzuweisen. Diese genaue Datierung ist besonders den mitgefundenen römischen Altsachen, die Petrikovits behandelt, und den Fibeln zu danken. Es werden Bestattungssitten, Tongefäße und Beigaben untersucht. Abschließend

erfolgt die Datierung und der Versuch einer Zuweisung an einen bestimmten germanischen Stamm. In letzterer Hinsicht kann mit Sicherheit nur der germanische Charakter des Gräberfeldes bestimmt werden, während die Stammeszugehörigkeit unsicher bleibt. Vermutlich handelt es sich um die Eugerner oder Baetasier. Die Arbeit bildet einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der noch arg im Dunkeln liegenden rheinischen Vorzeit der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung.

A. v. Auerswald, Die Tochter vom Gerwartshof. Verlag Junge Generation, Berlin 1940. 65 S. und einige Zeichnungen. Geb. RM. 1,50.

Die kleine Erzählung möchten wir als eine der besten der bekannten Verfasserin bezeichnen. Sie zeigt den Seelenkampf einer germanischen Frau, die alles Althergebrachte, Ehre und Blutsbewußtsein der Sippe um sich zusammenbrechen sieht, zugunsten fremden Geistes und fremder Art der wirren Zeiten germanischer Wanderung. Unbeirrt jedoch dem sicheren Gefühl ihres Blutes folgend, geht sie ihren eigenen Weg, der sie dem gleichgesinnten Lebensgefährten zuführt. Lieber Kampf und Tod, als in Schande, d. h. in fremder Art leben. Möge das Büchlein einen recht großen Leserkreis finden und vielen, die wankend sind, den Rücken stärken helfen.

Theobald Bieder, Geschichte der Germanenforschung. 1. Teil., 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Verlag Hase und Koehler, Leipzig 1939. Deutsches Ahnenerbe, Reihe A: Grundwerke. 260 S. Geb. RM. 9,—.

Das Buch führt in die Germanenforschung während der Zeit von 1500 bis 1806 ein und wirft auch einige Streiflichter auf neuere Zeiten. Es ist flüssig und anschaulich geschrieben und läßt vor allem die Einstellung der verschiedenen Jahrhunderte zur Frage der Germanenforschung deutlich werden. Es wird dem Leser neben Stemmermanns Arbeit „Die Anfänge der deutschen Vorgeschichtsforschung", die freilich nur das 16. und 17. Jahrhundert behandelt, manche Anregung geben, selbst einmal einen Blick in die Bücher alter Vorstellungswelt zu tun.

Günter Thaerigen, Die Nordharzgruppe der Elbgermanen bis zur sächsischen Überlagerung. Verlag Ahnenerbe-Stiftung, Berlin 1940. 99 S., 27 Taf., 53 Karten u. Abb. im Text. RM. 7,50 Geb. RM. 8,—.

Der Verfasser beschreibt zunächst auf Grund der Bodenfunde die Kultur der Elbgermanen des Nordharzgebietes, um danach ebenfalls an Hand der Bodenfunde die Überlagerung derselben durch eine aus Holstein kommende Gruppe, unter der er die Sachsen versteht. Nach Behandlung der einzelnen Typen werden Bestattungsart, Haus und Siedlung in die Betrachtung einbezogen, ein Kapitel über „Stammeskunde" zieht zum Schluß die Folgerungen völkischer Art durch Vergleich der Bodenfunde mit literarischen Nachrichten. Die Beweise sind überzeugend durchgeführt. Das Buch, eine Dissertation aus dem Schülerkreise von Professor H. Reinerth, wird einen guten Baustein für die weitere stammeskundliche Forschung bilden.

Hermann Stoll, Die Alamannengräber von Hailfingen. Verlag Walter de Gruyter u. Co., Berlin 1940. Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit, Herausgegeben von der Römisch-germanischen Kommission, Frankfurt a. M. Bd. IV, 83 S., 36 Taf., 3 Pläne, 5 Abb. und 1 Beilage im Text. RM. 35,—.

Das gut ausgestattete Werk vermittelt die Ergebnisse einer Ausgrabung, die zum Teil durch den Verfasser, vorwiegend aber durch Dr. W. Hülle und Professor Kraft ausgeführt worden ist. Sie umfaßt einen ausführlichen Fundbericht mit zeitlicher und stammeskundlicher Einordnung der einzelnen Funde und Gräber, die in Beweisführung und Darstellung gut durchgeführt ist. Bedauerlicherweise ist der Verfasser der selbstverständlichen Pflicht, den Mann zu erwähnen, dem er die praktische Durchführung der Ausgrabung und Bergung der mehreren hundert Gräber, außerdem die schwierige Präparation der reichen Kleinfunde verdankt, Christian Murr, den Leiter der Modellwerkstatt des Reichsbundes, nicht nachgekommen. Der hohe Preis wird eine weitere Verbreitung des Buches nicht ermöglichen. Der rein wissenschaftliche Inhalt geht freilich auch mehr den Fachforscher als weitere Kreise der Volksgenossen an.

Amtliche Mitteilungen

Am 30. April ist in Unteruhldingen am Bodensee das Gebäude der Modellwerkstatt des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte abgebrannt. Die Kasse des Reichsbundes hat durch den Brand keinen Schaden erlitten, da die Modellwerkstatt seit ihrer Gründung in Eigenverwaltung steht. Neben der vollständigen Vernichtung von Maschinen und Werkzeugen ist aber besonders der Verlust der meisten Erststücke und Pläne für Modelle und Nachbildungen zu beklagen. Da die Modellwerkstatt im Sinne der Aufgaben des Reichsbundes ihre Arbeiten zum Selbstkostenpreise in den Dienst der Schulen, der Schulung, der Museen und Ausstellungen gestellt hat, stößt der Neuaufbau, den ich sogleich eingeleitet habe, auf große Schwierigkeiten. Ich bitte daher die Mitglieder und Freunde des Reichsbundes, die Neueinrichtung der Modellwerkstatt, die in provisorischen Räumen jetzt schon wieder arbeitsfähig ist, durch Erteilung von Aufträgen auf Modelle und Nachbildungen aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit zu unterstützen. Preislisten werden auf Anforderung durch die Reichsleitung des Reichsbundes, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 8, überschickt.

Berlin, den 22. Mai 1940.

Prof. Hans Reinerth,
Bundesführer

Der Beirat und die Landesleiter des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte traten am 1. Juni 1940 auf der Steinsburg bei Römhild in Thüringen zu einer Arbeitssitzung zusammen. Im Anschluß beging der Reichsbund den 75. Geburtstag von Professor Alfred Götze, dem Erforscher der Steinsburg und Träger des Ehrenringes des Reichsbundes im Rahmen einer Feierstunde. Dabei überreichte der Bundesführer dem Jubilar die Götze-Festschrift des Reichsbundes.

Germanen-Erbe, Heft 5/6, 1940 enthält Aufnahmen von: E. Grohne, Bremen (S. 67, 69, 70 und Titelbild); Lichtbildner R. Meffert, Hildburghausen (S. 91); A. Mirtschin, Riesa (S. 87, 88); Hans Retzlaff, Berlin (S. 65); Studienrat Schütte, Varel (S. 94)

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin. Verantwortlich für Anzeigen: Bernhard v. Ammon, Leipzig C 1, Salomonstr. 13b. Tel. 70861. — Verlag: Johann Ambrosius Barth, Leipzig. Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). Pl. 2. Printed in Germany.

Soeben erschien:

Vogelzug

und Menschenwanderung

Von Professor Dr. Ernst Schultze

Viele Erscheinungen, die wir an den Wanderbewegungen der Völker beobachten, bieten auffallende Ähnlichkeiten mit denen des Vogelzuges. Aber neben den Parallelen, die sich zwischen Vogelzug und Menschenwanderung ergeben, sind auch direkte Beziehungen vorhanden. Es fiel dem Verfasser auf, daß die Wege, auf denen die Ausbreitung der nordischen Rasse in der Urzeit erfolgt ist, sich zum Teil förmlich decken mit gewissen Zugstraßen der Vögel. Immer schärfer drängte sich ihm die Frage auf: Hat nicht etwa der Mensch hier von der Vogelwelt gelernt? Es dürfte wenige Bücher geben, die mit so souveräner Beherrschung eines ungeheuer weitschichtigen Stoffes geschrieben sind. Gegenwart, Vergangenheit und früheste Vorzeit, Tier- und Menschenwelt unter dem Zwange, zu wandern und ihre Wanderungen zweckmäßig und erfolgreich zu gestalten, der Niederschlag der Wanderbräuche in Sitten und Vorstellungen und Erinnerungen an die früheste Urzeit, ihre Überbleibsel in den verschiedensten Sagen – alles das zieht an den Augen des Lesers vorbei. – Soeben erschienen als stattlicher Ganzleinenband mit 17 Abbildungen auf 12 Kunstdrucktafeln für 16 RM, broschiert für 14 RM

Durch jede Buchhandlung

VERLAG J. NEUMANN - NEUDAMM

Mannus-Bücherei, Herausgegeben von Hans Reinerth
Band 68

Westausbreitung und Wehranlagen der Slawen in Mitteldeutschland

Von Dr. Werner Hülle, Berlin, mit einem Beitrag von Prof. Dr. Werner Radig, Elbing. VII, 168 S. m. 63 Abb. i. T. u. 1 Ausschlagtafel. 1940. gr. 8°. RM. 16.50, geb. RM. 18.—; Vorzugspreis*) RM. 14.—, geb. RM. 15.50

*) Für Mitglieder des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, für Bezieher der Zeitschrift „Mannus", der „Mannus-Bücherei" oder bei Bestellung von 3 verschiedenen Bänden dieser Sammlung

Die vorliegende Arbeit fußt auf den Ergebnissen einer mehrjährigen Forschungstätigkeit. Die Untersuchung führte notwendigerweise zu einer Neuaufrollung wichtiger Probleme, die sich an die altslawische Einwanderung in Mitteldeutschland knüpfen. Alle früheren Versuche fremder, insbesondere polnischer Vorgeschichtsforscher auf Grund der zeitlich und räumlich eng begrenzten Ausbreitung slawischer Einzelstämme irgendwelche Rechtsansprüche auf deutschen Volksboden herzuleiten, werden hier für Mitteldeutschland überzeugend und scharf zurückgewiesen. Die deutsche Wissenschaft braucht eine Erörterung dieser Frage keineswegs zu scheuen, im Gegenteil, es ist ihre Pflicht, auch in dieser Frage so genau und gründlich wie eben möglich zu arbeiten. Und das tut diese Arbeit!

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig

Bilder zur deutschen Vorgeschichte welche von dem Amt für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP. **genehmigt und zur Anschaffung** empfohlen wurden, erscheinen im

Pestalozzi-Fröbel-Verlag, Leipzig C 1

Die außerordentlich eindrucksvollen Bilder, welche nach Angaben von Prof. Dr. Hans Reinerth und Prof. Dr. Walther Schulz von Kunstmaler Jung-Ilsenheim und Prof. Wilh. Petersen in vollendeter Gestaltung geschaffen wurden, sind nicht nur Schulbilder, die der Forschung entsprechend zeigen, auf welch hoher Kulturstufe unsere Vorfahren standen, sondern auch wirkliche Kunstblätter, die verdienen, als Wandschmuck einen Ehrenplatz zu erhalten! **Verlangen Sie kostenlos Prospekte.**

Soeben erschien:

Antiquariatskatalog Nr. 738:

Vorgeschichte — Anthropologie

2338 Nummern. 88 Seiten

Enthält wichtige Zeitschriften, Bücher und Monographien über Vorgeschichte, den fossilen Menschen, Anthropologie und Rassenkunde

Wird unberechnet und gebührenfrei abgegeben

Buchhandlung Gust. Fock GmbH. / Leipzig C 1
Postfach 100

Erweise dich des Opfers der SOLDATEN würdig!

KRIEGSHILFSWERK FÜR DAS DEUTSCHE ROTE KREUZ

Soeben erschien:

Gedächtnisschrift für Wilhelm Petzsch

herausgegeben von **Carl Engel**

als Heft 11/12 der Mitteilungen aus dem Vorgeschichtlichen Seminar der Universität Greifswald.

201 S. mit 82 Abb., Tafeln und Karten. Kart. RM. 8.—

Der stattliche, reich bebilderte Band enthält 20 Abhandlungen zur Vor- und Frühgeschichte Nordostdeutschlands von Freunden und Schülern W. Petzsch'. Die Beiträge beschäftigen sich u. a. mit neuen mittelsteinzeitlichen Funden, jungsteinzeitlichen Hortfunden und Einzelgräbern, bronzezeitlichen Hügelgräbern, Hort- und Einzelfunden, den Haus- und Gesichtsurnen Pommerns, der Herkunftsgeschichte der Langobarden und Semnonen, ostgermanischen Grabfunden, den Beziehungen zwischen römischem und nordostgermanischem Bernsteingewerbe, völkerwanderungszeitlichen Schalenurnen und Grabfunden aus Pommern, frühgeschichtlichen Münzfunden und den Walluntersuchungen auf dem Silberberge bei Wollin.

Von den Mitarbeitern seien nur genannt:
Dr. habil. H. Agde, Dr. W. D. Asmus, Dr. J. Becker, Dr. H.-J. Eggers, Prof. Dr. C. Engel, Mus.-Dir. Dr. O. Kunkel, Prof. Dr. W. La Baume, Geh.-Rat Prof. Dr. E. Pernice, Prof. Dr. E. Petersen, Dr. R. Schindler, Prof. Dr. E. Sprockhoff, Prof. Dr. A. Suhle, Dr. C. Umbreit und Dr. K. A. Wilde.

Universitätsverlag L. Bamberg, Greifswald

Das germanische Brandgräberfeld Keppeln Kr. Kleve

Von Dr. H. v. Petrikovits, Bonn und Prof. Dr. R. Stampfuß, Dortmund. III, 92 Seiten mit 202 Abbildungen im Text, auf 8 Tafeln und 1 Ausschlagtafel. 1940. gr. 8°. Kart. RM. 9.80

(Bildet: Band 3 der Quellenschriften zur westdeutschen Vor- und Frühgeschichte, hrsg. von Prof. Dr. R. Stampfuß, Dortmund)

Wiener Prähistorische Zeitschrift: Auch dieser Band stellt einen namhaften Beitrag für die Forschung dar. Man wird den Ausführungen von R. Stampfuß über die germanischen Bestattungsbräuche und Altsachen mit Interesse folgen. Wichtig für die zeitliche Ansetzung und damit auch formenkundliche Entwicklung sind die in den germanischen Gräbern aufgedeckten provinzialrömischen Fundstücke, die eine gute Behandlung durch H. v. Petrikovits erfahren. Der Wert dieser Veröffentlichung, deren schöne Ausstattung hervorgehoben sei, für die Quellenforschung ist unbestreitbar.

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig

Mit je einer Beilage der Verlage **Gustav Fischer, Jena/Thür.** und **Konrad Triltsch, Würzburg-Aumühle**